

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1911.

Abonnement pro Quartal M.5.—, pro Jahr M.20.—. Unter Kreuzband bezogen M.5.65, pro Jahr M.22.60. Ausland M.6.30, pro Jahr M.25.20.

Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.



Berlin, den 25. November 1911.

Judica.

Anklageschrift.

> „Das Wahre muß man immer wiederholen, weil auch der Irrthum um uns her immer wieder gepredigt wird. In Zeitungen und Encyklopädien, auf Schulen und Universitäten: überall ist der Irrthum obenauf und es ist ihm wohl und behaglich im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist.“ Goethe.

„Unsere bis ins Aschgraue harmlosen Liberalen sind von jedem Zauber zu fangen. Selig, wenn sie von konservativer Fronde schwatzen können. Kaum hat Bethmann dem ‚ungekrönten König‘ (Du meine Güte!) Heydebrand höflich widersprochen: im Nu ist er ein im Herzen grundliberaler Mann, der das ‚schwarzblaue [illegible] abgeschüttelt hat. Kann er Besseres wünschen? Weder er noch einer der Compagnons. An der Wiederholung des billigen und einträglichen Spaßes müßten sie eine Kinderlust haben. Bethmann? Ich kann nicht mehr mit. Wo gehandelt werden mußte, saß auf dem Stuhl des Kanzlers ein Beamter aus dem Jahr einer Mittelernte. Und eine Nation, die von Kraft und Wohlstand an allen Gliedern strotzt, kam draußen nicht zu Ertrag, drinnen nicht zu Ruhe. Kiderlen möchte ich noch nicht vermöbeln; noch weniger verhimmeln wie die Leute, die Holstein, den Lehrer, bis ins Grab gescholten haben und den Schüler nun als ein Weltwunder preisen. Witzig ist er; famos die Andeutung, daß er Frankreich hindern

werde, Marokko für sich zu nehmen. Anno 1911; ganz der Alte: aller Schwarzkünste kundig. Wie weit er sieht? Darüber schaffen die Artikel der von ihm zugelassenen Journalisten und Erdiplomätchen keine Gewißheit. Auch nicht die Maske pfiffigen Gleichmuthes und die Versicherung, daß Nervosität ihm ein unbekannter Zustand sei." („Zukunft" vom ersten April 1911.)

„Völlige Unkenntniß akustischer Wirkungen: wer je eine vom fünften Kanzler gehaltene Rede hörte oder las, fühlte sich von dieser Wahrnehmung gerührt. Herr von Bethmann konnte sagen: ‚Wir werden uns niemals unter fremden Machtspruch beugen; niemals ein obligatorisches Schiedsgericht anerkennen. Doch gern jeden Vertrag abschließen, der uns nicht Unwürdigeres zumuthet als dem anderen Kontrahenten.' Er hat gesagt: ‚Eine Verständigung über die Grenzen der Wehrmacht ist unmöglich.' Muß auf diesem Wort stehen, auch wenn eine Koalition ihn davon abzudrängen sucht. Und kann sich von der Verantwortlichkeit nicht dadurch entlasten, daß er sein Gesinde ausschellen läßt, so sei es gar nicht gemeint gewesen. Unkenntniß der Schallgesetze schützt nicht vor der Strafe, die dem zu laut, zu schroff Redenden dräut. England muß jetzt, um seine Zukunft zu sichern, neue Freunde suchen und von den alten, wie von sich selbst, die höchste Kraftleistung fordern. Feldmarschall Roberts und Sir Charles Beresford können die Hände reiben: ihrem Wunsch dämmert die Erfüllung. Herr Delcassé hat im Marineministerium besser lohnende Arbeit als einst am Quai d'Orsay. Und Herr von Tirpitz kann ein neues Bauprogramm besinnen." („Zukunft" vom achten April 1911.)

„Der Winter zog erst heran, als ich schon hörte, das Auswärtige solle zum Pivot des Wahlaufmarsches gemacht werden; denn kein Unbefangener könne doch leugnen, daß es da besser gehe als in Bernhards Aera. Doch von der Möglichkeit, ohne unerschwingliches oder mit nationaler Würde unvereinbares Wehrgeld einen maritim mächtigen Bundesgenossen zu finden, sind wir so weit wie je in den Tagen Bülows. Noch sehe ich nicht, wie aus diesem Winkel ein Wahlerfolg aufblühen soll. Hast Du irgendwo einen Zunftgenossen aufgestöbert, der bezweifelt, daß Frankreich das Westsultanat sacht zu erobern trachten werde und von uns das Recht dazu erworben habe? Auch mir ist noch keiner vors Auge gekommen. Da Kiderlen nicht Krieg führen will (und, wenn

ers wollte, nicht die Erlaubniß dazu bekäme), verstehe ich nicht, weshalb er die Befreiung von der Algesirasakte erstrebt (die natürlich, sobald sie von den Franzosen, im Drang der Noth, noch weiter zerfetzt würde, auch für uns nicht mehr zu gelten brauchte). Bismarck wußte, warum er stets vor einer Politik warnte, die nur den Zweck habe, Andere zu ärgern, und nur das Ergebniß, uns, ohne jeden greifbaren Gewinn, unbeliebt zu machen. Daß Kiderlen mit einer (verspäteten) marokkanischen Aktion das Vaterland retten, seinen Chef aus der Patsche hauen und der deutschen Lebensaufgabe dienen könne, werde ich erst glauben, wenn ichs erlebt habe. Ueberlege, wie die Folgen aussähen, wenn ein zum Frieden à outrance Entschlossener zum dritten Mal von einer Mehrheit zum Rückzug gezwungen würde; und vergiß nicht, daß der Tadel des Sittenbruches nur vor blanken Schwertern verstummt."

(„Zukunft" vom dreizehnten Mai 1911.)

„Sieben Jahre lang beschäftigt uns nun Marokko; kauen wir nun an dieser harten Speise. Und noch immer giebts Leute, die wähnen, daß sie dem Leib des Reiches eines Tages gedeihen werde. Wenn nie eine deutsche Note über Marokko geredet hätte: uns wäre nichts verloren; und die kostbare Zeit am Ende doch besser angewandt worden. Per varios casus, per tot discrimina rerum sind wir wieder auf den Fleck gelangt, auf dem wir im Juni 1901 und im März 1904, nach Radolins zwei Gesprächen mit Delcassé, waren: Anerkennung des französischen Sonderrechtes und Wahrung der deutschen Handelsinteressen. Ein großer Aufwand nutzlos ist verthan. Solche Häufung muthwillig erwirkter Niederlagen und Rückzüge wird man in der Geschichte starker Großmächte nicht leicht finden. So darfs nicht weiter gehen. Da wir Marokko nicht für uns wollen, unserem Gewerbe und Handel aber das Sultanat, wenn Frankreich es civilisirt, immerhin nützlicher wird als im Zustand anarchischer Hordenbarbarei (die, je mehr sie die Furcht vor den Europärern verlernt, deren Reformsucht um so heftiger widerstrebt): warum sollten wir den Franzosen, statt das Tempo ihres Marsches zu verlangsamen, nicht schneller ans Ziel helfen? ‚Vor dreißig Jahren hat General Gordon in einem Gespräch mit seinem Landsmann Pardy vorausgesagt, nach 1910 werde Britanien genöthigt sein, mit Deutschland um die Seeherrschaft zu ringen und, wenn es in diesem Wettstreit unterliege, alle Kolonien,

sogar Indien, dem Sieger zu räumen. Bedenket dieses Wort, Bürger der Dritten Republik! Gelingt eine anglo-deutsche Verständigung, so schwindet die Hoffnung auf Machtzuwachs und der Einfluß Eurer Politik versickert; kommts zum Krieg, so zahlt Ihr die Kosten. Wollt Ihr warten, bis die Frist zur Option versäumt ist? Wir können Euch mehr bieten, als England vermag. Die ungestörte Herrschaft im Westbecken des Mittelmeeres; die Bürgschaft gegen einen Japanerangriff auf Indochina; das dem Kolonialreich willkommene Recht, die Ostgrenze der Heimath von Truppen zu entblößen; morgen Marokko und bald danach Tripolis und den ungesperrten Weg nach Abessinien. Entschließet Euch zu einem hinterhaltlosen Bündniß: dann habt Ihr auf Europens Festland Euch wider keinen Feind mehr zu waffnen und könnt das am Heer ersparte Geld der Marine zuwenden. An zwei Weltmeeren schaaren sich die Angelsachsen zweier Erdtheile zur Einheit des Wollens. Können wir alten Hader nicht schlichten oder ausbrennen, so gehört das nächste Jahrhundert dem anglo-amerikanischen Bunde und Europa schrumpft in die Bedeutung eines aus Asiens Riesenleib vorragenden Höckers zurück. Vereint sind wir unbesieglich. Wir haben die Wucht, Ihr habt die Flamme. Die müssen wir, ehe es zu spät wird, in Blut ersticken, wenn sie auch fortan nur den Zorn unserer Feinde hitzen soll. Entschließet Euch, für eine ringsum belächelte Phrase die Sicherung Eurer Großmacht einzutauschen. Keiner hilft Euch zum Sieg über das Deutsche Reich. Und unsere Obligationen und Aktien werden Eurem Kapitel besseren Zins bringen als die Staatsrenten des warmen und des kalten Orients, dem Ihr neues Geld leihen müßt, damit er den von alter Schuld fälligen Coupon einlösen könne. Aus allen Gebieten greifbarer, münzbarer Wirklichkeit winkt Euch Gewinn; und Ihr verliert nur eines Traumes Spektakel.' So dürfte ein deutscher Staatsmann heute zu Frankreich sprechen. Die Zeit ist reif; und die Gelegenheit, da Moinier vor Fez rückt, günstig. Die Kunde von einem franko-deutschen Bündniß dränge rasch ins dunkelste Kabylendorf und risse den tollkühnsten Kaid aus stolzem Rebellenwahn. Die internationale Politik, sprach Bismarck, ‚ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt.' Was gestern falsch war, kann heute schon richtig

geworden und morgen, als ein Unwiederbringliches, verzaubert sein. Ewig falsch bleibt nur die Politik, die den Feind nicht schreckt und die der Freund selbst onfair nennt. Rechtsbruch, Wortbruch wird erst nach einer gewonnenen Schlacht gnädig verziehen."

(„Zukunft" vom zwanzigsten Mai 1911.)

„Was jetzt versucht wird, ist unzulänglich. Herr von Kiderlen läßt andeuten, daß er in gemächlicher Ruhe die Entwickelung der Dinge abwarte und sich erst regen werde, wenn die Franzosen die Absicht enthüllen, sich neue Herrschaftcentren zu schaffen. Dann? Der Erwerb einer Kohlenstation trüge dem Staatssekretär den lauten Beifall der Galerie ein; brächte dem Reich aber nur die lästigen Pflichten, nicht die Vortheile einer Mittelmeermacht und, ohne greifbaren Nutzen, die stete Möglichkeit neuen Konfliktes mit den Westmächten. Irgendeine winzige Konzession ist nun, da Frankreichs Polizeimandat abläuft, leicht zu erreichen. So Kleines genügt uns aber nicht. Denn die Stunde schlug, die einen unerträglichen Zustand enden muß. Unerträglich ist er geworden. Mit täppischer Werbung haben wir erwirkt, daß eingesargte Hoffnung den Deckel sprengte und, blinzelnd zunächst, wieder ins Licht lugte. Mit Nadelstichen, mit Demüthigungen, denen keine Schwächung des Nachbars folgte, haben wir den Gallierdünkel im Brennpunkt verwundet. Soll es so weitergehen? Nach jedem Vorsprung französischer Kolonialpolitik der Lärm und das ewig fruchtlose Diplomatengezänk sich erneuen? Die Franzosen müssen erfahren, endlich, was Deutschland will. Nicht eine sanftere, versöhnliche Stimmung. Die nützt uns nicht; lüde dem Reich nur eine Schonungpflicht auf, die an dunklen Tagen höchst lästig werden könnte. Wir wollen nicht länger gelähmt sein; nicht bei jedem Schritt die Gewißheit mitschleppen, daß Frankreich für die erste Stunde deutscher Noth Bundesgenossen zusammentrommelt. Vorwärts wollen wir; und können es nur, wenn wir Frankreich noch einmal besiegen oder in ein festes, hinterhaltloses Bündniß überreden. Ungemeiner Rhetorenkünste bedarf es zu diesem Zweck nicht; nur der Rückkehr des Glaubens an die deutsche Willensbereitschaft zum Krieg. Das vor vierzig Jahren verschlossene Haus wird allzu eng. Und jeder deutsche Enkel würde die Folgen spüren, wenn die Ahnen die zur Dehnung des nationalen Machtbereiches ihnen gewährte Frist in ertraglosem, applaussüchtigem Spiel schmählich vertrödelt hät-

ten. Frankreich braucht den nicht von den Presidios beherrschten Haupttheil von Marokko; Deutschland die Erlösung von vierzigjährigem Uebel; Europa die Möglichkeit, gegen das vordrängende Angelnthum einig zu werden. Die Gunst der Gestirne ruft zu rascher Entscheidung. Die Republik kann einen Freund haben, der ihr allen Glanz der Sonnentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens eine neue Blüthe europäischer Menschheit zeugt. Doch auch einen Feind, der, seit sie ihn kennen lernte, nicht entmannt worden ist." („Zukunft" vom ersten Juli 1911.)

„Eine Regirung, die lästige, dem von ihr betreuten Reich schädliche Pflicht abschütteln will, muß schweigend handeln; beruft sie sich auf ihr ‚Recht', so entschleiert sie reizbare Schwachheit und sinkt in die Gemeinschaft des Knirpses, der sich verspekulirt hat und, als ein unbewußt ins Differenzspiel Verlockter, aus der Klemme zu schlüpfen sucht. Auf das Recht, Marokkos politisches Schicksal mitzubestimmen, haben wir, von 1880 bis 1910, oft verzichtet; und das seit dem ersten Julitag Geschehene wird durch keinen Rechtsvertrag gedeckt. Gegen die Algesirasakte hatte in diesem Sommer nicht Frankreich, sondern Spanien gesündigt, das, wider den Willen des Sultans, in nicht gefährdete Gegenden Truppen vorschickte. Maura-Canalejas wurde von Berlin aus ermuntert, nicht getadelt. Wollten wir uns als gewissenhafte Schützer der Akte dem Rechtsgefühl Europens empfehlen, so mußten wir, nach den Artikeln 8 und 9, die Beschwerden der von den herrschenden Unruhen bedrohten Deutschen auf dem Umweg über das Diplomatische Corps in Tanger an den Generalinspecteur leiten. Durften wir nicht in den geschlossenen Hafen einer Küstenstadt, in der Europäer kein Wohnrecht haben, also berechtigte Handelsinteressen nicht zu wahren sind, ein Kriegsschiff senden. (Als der Du Chayla im vorigen Herbst Agadir angelaufen und der Kommandant den Pascha besucht hatte, wurde die Thatsache gerade bei uns als gröbliche Verletzung der Aktenpflicht gebucht.) ‚Auf Euer Recht habt Ihr in feierlichster Form verzichtet. Das Gebot der Akte brecht Ihr selbst. Sie völlig zu zerfetzen, wollt Ihr den Franzosen gestatten, wenn sie Euch ein Trinkgeld, ein saftiges Kongostückchen, geben. Das nennt Ihr einen Kampf fürs Recht?' Die rügende Frage war zu erwarten. Klüger wärs deshalb gewesen, gar nicht erst mit dem Recht her-

umzufackeln. Zwei Wege öffneten sich dem Staatsmann. Auf dem bequemen Thalweg konnte er zu einer Besserung der kameruner Grenze kommen. ‚Sie gehen im Scherifenreich rascher vor, als nach Ihrer Versicherung anzunehmen war. Englands Zustimmung haben Sie mit der Hingabe Egyptens erkauft; uns nur ein gestempeltes Papier gegeben. Das genügt nicht. Als bescheidene Leute sind wir aber schon mit einer anständigen Abrundung unseres westafrikanischen Kolonialbesitzes zufrieden, die Ihnen keinen wesentlichen Verlust bringt, uns aber ermöglicht, vor den Landsleuten mit einer Entschädigung zu paradiren.‘ Dafür hätte Herr Cambon sich gern eingesetzt; reilich auch keinen Zweifel daran gelassen, daß die Erwerbung der französischen Kongoküste, die unter deutscher Flagge eine auf Belgiens Kongostaat lastende Hypothek wäre, ohne Englands Einverständniß nicht möglich sein werde. Solchen Kleinkram konnte der Staatssekretär während der kissinger Entfettung erledigen; so schwach ist die Firma nicht, die er vertritt, daß sie ihren ganzen Kredit aufbieten muß, um ein winziges Geschäftchen zu machen. Da er den anderen Weg wählte, den schmalen, steilen, mußte die Landsmannschaft glauben, sein Wille suche ein anderes Ziel; sei zum Aeußersten entschlossen und der Zustimmung des Kaisers, des Kanzlers gewiß. Rasch aber löste sich ringsum nun die Spannung. Wenn das Getöse, das einer Wikingerpolitik voranzudröhnen schien, nur die Möglichkeit schaffen soll, ein Schnittchen von den afrikanischen Tropenkolonien Frankreichs zu erschnappen, braucht kein Naher sich, kein Ferner noch genirt zu fühlen. ‚Balkandiplomatie. Um einen Molenbau, eine Kanonenlieferung oder Zinszahlung durchzudrücken, wird ein Kriegsschiff in den Hafen des Landes geschickt, mit dessen Geschäftsträgern man gestern noch intim war. Ohne Mordslärm und wildes Gefuchtel gehts da unten nicht; auch muß der Herr Gesandte Denen zu Haus doch demonstriren, welcher Kraftleistung er fähig ist. Dem eiskalten, verschlagenen Schwaben war aber nicht zuzutrauen, daß er die den Russen verbündete, den Briten befreundete Republik mit Hamids Türkei und Peters Serbien verwechseln werde.‘ Die Wirkung des Irrthums wird schnell sichtbar. Diesseits und jenseits vom Atlantischen Ozean: nirgends eine gewichtige Stimme für Deutschland. Der von Eduard geschaffene Concern steht in alter Kraft wieder vor Aller Augen.

Zufallsexcellenzen sollen nicht wähnen, Deutschlands Schicksal sei ihrer Laune unterthan. Wenn hinter ihrem Entschluß, den Westmächten die Faust zu ballen, nicht der unbeugsame Wille stand, jede Folge, die widrigste selbst, tapfer auf sich zu nehmen, dann war ihr Thun das Werk ruchloser Thorheit. Was wollten sie? Ein edler Irrthum glaubt: Südmarokko. Den hat das männliche Bewußtsein gezeugt, daß Deutschland Raum braucht und der Theilung der Erde nicht immer, in selbstloser Tugend, zuschauen darf. Doch ernste Patrioten dürfen den Wahn nicht nähren. Nationaler Anstand und nationaler Vortheil weisen uns andere Wege. Ein Kaiser und drei Kanzler haben, in dreißig Jahren wohl dreißigmal, betheuert, das Reich erstrebe in Marokko keinen Landbesitz. Nehmen wir jetzt die kleinste Parzelle, dann sind diese Betheuerungen als Heuchlergerede erwiesen. Und solcher Erwerb schwächt uns, statt uns zu stärken. Macht Deutschland zum Puffer zwischen England und Frankreich und häuft uns in allen Islamsbezirken das Mißtrauen. Den Trostspruch, wir könnten, da alles Andere verthan sei, mit der Panthergrimasse doch Etwas für Westafrika erlangen (,wenig ist mehr als nichts'), wehren wir ab. Wollen kein Trinkgeld für die Zustimmung zu einem Handeln, das wir Tag vor Tag als rechtswidrig verurtheilt haben. Bleibts bei der bloßen Grimasse, dann ist der franko-britische Bund für ein Menschenalter unlösbar geknüpft, für ein Jahrhundert in der Alten und in der Neuen Welt die Angelsachsenherrschaft gesichert: und dem Deutschen Reich mehr verloren, als ihm in einer tropischen oder subtropischen Kolonie ersetzt werden kann. Die nützlichste Lösung? Wer fünf Millionen deutscher Soldaten ins Feld zu stellen vermag, kann den Franzosen die Bedingung vorschreiben, unter der das nordafrikanische Reich, die Nouvelle France mit ihren braunen Divisionen, zu haben ist. Wer dazu nicht die Nerven hat, durfte sich nicht in die Feuerlinie des Europäerspottes vorwagen. Nicht im Sus noch am Kongo wollen wir ,entschädigt' werden. Um die Macht, die Zukunft des Deutschen Reiches geht der Kampf. Eine Schlappe noch, ein zages Weichen: und nur das Schwert kann retten, was Zunge und Feder gefährdet haben."

(„Zukunft" vom neunundzwanzigsten Juli 1911.)

„Der englische Schatzkanzler Lloyd George hat angedeutet, Britanien habe dem Preußenstaat das Leben gerettet und für so

edles Thun nur Undank eingeheimst. Wer solche Worte spricht, fälscht, leichtfertig oder wider besseres Wissen, die Geschichte. Derselbe Minister Seiner huldvollen Majestät hat uns mit Drohung zu schrecken versucht. Des Reichskanzlers Pflicht wäre, als des Wahrers deutscher Würde und deutscher Zukunft, gewesen, durch den Mund des Botschafters fragen zu lassen, ob die Regirung des Vereinigten Königreiches die Verantwortung für die Rede des Schatzkanzlers übernehme. Er hats nicht gethan. Hat geduldet, daß auf seinem Einfluß zugänglichen Blättern die internationale Unverschämtheit als eine harmlose, nicht gegen Deutschland gerichtete Plauderei dargestellt wurde. Die Männer, die als Reichsvertreter handeln durften, mußten wissen, was sie wollten, und ohne Wank auf dem festen Grund ihres Wollens stehen. Was wollten sie? Ein fettes Stück vom Congo Français? Das war, sammt den französischen Besitzern der Monopole und Konzessionen, ohne Lärm zu haben. Einen Schacher mit dem Togoland? Der Beamte, der daran je gedacht hätte, müßte als Landesverräther geächtet, von deutschem Quell und Herdfeuer gescheucht werden. Irgendeinen nett aussehenden Vertrag, der ihnen den Schein einer Leistung giebt, der Republik und deren Erben aber die Möglichkeit sichert, die dem Rachekrieg günstigste Stunde zu wählen? Dann haben sie des Reiches Schicksalspflicht nie auch nur geahnt."

(„Zukunft" vom fünften August 1911.)

„Warum wurden im Mai nicht alle erreichbaren Kenner Marokkos, Nord-, West- und Centralafrikas, Offiziere, Beamte, Forscher, warum nicht alle im Gefühlskreis der Westmächte halbwegs Heimischen nach Berlin getrommelt, in ein Kreuzverhör genommen und auf das Ergebniß Beschlüsse gebaut? Dann hätte Herr von Kiderlen nicht die falsche Anfangstaktik gewählt. Die Herren von Bethmann und Kiderlen kennen weder England noch Afrika. Mußten sie nicht von Leuten, die beide Welten gründlich kennen, Rath holen und sich dann auf eine Forderung stellen, von der nicht um Fußesbreite zu weichen war? Sie haben nicht einmal das Kolonialamt gehört. Das kam erst zum Wort, als der Wille zur Hingabe des Togolandes bekannt geworden war; widersprach dann mit löblicher Energie (und die Spur des zwischen den beiden Reichsämtern vor dem Feind entstandenen Streites ist in der Presse heute noch sichtbar: jede dem Auswärtigen Amt unbequeme Notiz gilt in

Nummer 76 als aus Nummer 62 inspirirt). Ist solcher Zustand würdig? Dem Reich ersprießlich? Die vom Kaiser verbürgte Unabhängigkeit des Sultans von Marokko und eine zehnmal für heilig erklärte Akte dürfen wir, so lange wir das Bedürfniß nach Selbstachtung und internationalen honneurs haben, um keinen Preis verschachern. Was sollen wir fordern? Keinen Tropenlandfetzen von unbestimmbarem Zukunftwerth; keinen Hafen, der, nach dem Spottwort des Admirals John Fisher, der Britenflotte die erwünschte Gelegenheit zu einem raschen Bombardeursieg über deutschen Besitz liefern würde; also auch nicht Fernando Po; gar nichts, was einer Westmacht gehört. Das Schlimmste, was uns geschah, ist die internationale Unverschämtheit, die uns von britischen Ministern zugemuthet und von einem deutschen Reichskanzler, dem Verwalter eines jährlichen Militärtributes von fünf Viertelmilliarden, bis heute ohne ein Wörtchen der Abwehr hingenommen wurde. Die muß gesühnt werden. Die Verträge vom achten April 1904 und vom neunten Februar 1909 sind veraltet. Ein neuer Afrika-Vertrag müßte Egypten der britischen, Marokko der französischen, Abessinien der deutschen Interessenzone zusprechen und den drei Großmächten in den drei Dunkelhautreichen gleiche Wirthschaftrechte gewähren. Dann könnten auch stolze Deutsche zufrieden sein." („Zukunft" vom sechsundzwanzigsten August 1911.)

Reatus.

In seiner zweiten Vertheidigungrede hat der muthwilliger Reichsschädigung angeschuldigte Herr Kanzler gesagt, er warte noch immer auf Einen, der ihm zeige, „wie wir mit besserem Erfolg aus den marokkanischen Schwierigkeiten herausgekommen wären, als es thatsächlich der Fall gewesen ist." Hat also den Glauben zu erwirken versucht, er sei nur gescholten, nie aber auf einen Weg gewiesen worden, der an ein lohnendes Ziel führen konnte. Schon der Extrakt aus dem hier vor und nach Agadir Veröffentlichten beweist, daß auch diese bethmännische Behauptung unhaltbar ist. Ein Staatsmann von Mittelwuchs hätte erkannt, was geschehen mußte; hätte, ohne lange Ueberlegung, gefühlt, was nicht geschehen durfte. Niemals hatte sich, in vierzig Jahren nicht, solche Gelegenheit zur Mehrung der Reichsmacht geboten. Frankreich mußte Marokko haben; sonst wars morgen in Algerien und Tunesien gefährdet. Nach

den feierlichen Bürgenworten Wilhelms und Bülows durften wir das Sultanat auch um hohen Preis nicht verschachern (weil dieser Schacher aus der Christenwelt uns den Ruf unedlen, unanständigen Handelns einträgt und den Islam jeder deutschen Wortbürgschaft mißtrauen lehrt). Wir durften einem uns feindlichen, jedem Feinde Deutschlands innig gesellten Frankreich nicht ein Ar marokkanischer Erde gewähren; mußten es zwingen, uns zu besiegen oder zu ehrlicher Gemeinschaft (deren Dauer durch wirthschaftlichen Zusammenschluß zu sichern war) sich uns zu verbünden. In einer Zeit anglo-deutscher Kriegsgefahr mit Frankreich einen Theilvertrag schließen, der uns keinen Vortheil bringt, doch in der Stunde britischen Angriffes auf dem Festland lähmen kann (weil er uns von der Möglichkeit schneller Entschädigung absperrt), in dieser Zeit durch den Versuch demüthigender Zwangsvollstreckung Frankreich in seines Volksthumes Tiefe erbittern und zugleich ihm ungeheuren Machtzuwachs schaffen: Dümmeres war, dem Reichsinteresse Schädlicheres nicht zu erdenken. Herr von Bethmann begreifts nicht. Wie könnte er? Jedes Wort, das er spricht, erweist ja, daß er von den Lebensbedingungen, den Augenmaßen und Schallgesetzen, von dem Wesen und Ziel internationaler Politik nicht die schwächste Vorstellung hat. Nicht einmal merkt, noch immer nicht, daß wir, so lange Frankreich sich allen Gegnern Deutschlands verlobt, es weder stärken noch uns die Möglichkeit schmälern dürfen, aus seiner Geldfülle die Kosten eines von England uns aufgezwungenen Krieges zahlen zu lassen. Er „fürchtet keinen Tadel"; und freut sich am Ende gar des von der Sozialdemokratischen Fraktion, von Briten und Franzosen ihm gespendeten Lobes (das ihn doch über den Werth seiner Leistung aufklären müßte). Er spricht Herrn Bassermann das nationale Empfinden ab und zeiht Herrn von Heydebrand ehrloser Heuchelei; zeiht die ganze Deutsch-Konservative Fraktion des Willens, mit infamen Kniffen ihre Landsleute in einen Krieg zu hetzen, der ihr entgleitende Mandate ersiegen soll. Nur er ist ein Patriot, wie das Reich ihn braucht. Wacht außer ihm und seinem skrupellosen Gehilfen in diesem Reich aber noch Einer, der das seit dem dritten Julitag Erlebte jetzt, seit er Einsatz und Ertrag zu schätzen vermag, noch einmal erleben möchte? Wer die Frage verneint, hat die Aktion des Sommers, des Reichsherbstes verurtheilt.

Die von der Deutschen Bank, insbesondere von dem aus der Aera Stuebel allzu bekannten Herrn Helfferich als Kanzlerschutztruppe zusammengeklingelte Mannschaft scheint die Frage zu bejahen. Tüchtige Männer sind darunter. Die sollten den Leichtsinn bereuen, der sich so blind zu schädlichem Thun einfangen ließ. Die Aufrufe, in denen behauptet wird, alles Erreichbare sei in ernstem Mühen erreicht worden, schufen ein widriges Schauspiel. Die Unterzeichner kennen weder die Genesis des Marokkostreites noch die Geschichte der franko-deutschen Verhandlungen; hatten auch weder die Muße noch die Mittel zu gründlicher Prüfung der neuen Verträge. Was gab ihnen das Recht zu vorlautem Urtheil? Sie mußten der Deutschen Bank empfehlen, sich um ihre eigenen, zwischen Palaestina und Nordberlin nicht überall bequemen Geschäfte zu kümmern und nicht durch unkluge Erinnerung an die Thatsache, daß deutsche Großbanken mit ausländischem, leicht zurückziehbarem Geld und mit den ihnen anvertrauten Depositen arbeiten, den Ruf nach neuen, vom Gesetz zu zimmernden Schranken zu verstärken. Der Frage, was er thun werde, wenn die wimmelnde Depositenkundschaft der Deutschen Bank eines Tages ihr Geld abverlange, hat Georg von Siemens mit dem derben Witz geantwortet: „Auf den Balkon treten, mich umdrehen und die Rockschöße heben". Doch die wunde Stelle deutscher Bereitschaft zu Waffengängen hätte er nicht geblößt. Leute, die ihre Dividende gewahrt oder ihr Knopfloch geschmückt sehen möchten, die vor der Zurückziehung russischen oder französischen Geldes zittern, hohe Leihsummen weggegeben oder empfangen haben, schlottern bei dem Gedanken an fortwährenden Konflikt; und die an Kautschukfabriken Betheiligten hoffen, aus den Kongosümpfen Gewinn zu angeln. Dürfen sie drum ins Reichsgeschäft dreinreden und die Mär austuten, in der Wilhelmstraße sei Meisterliches geleistet worden? Si tacuissent! Von Zehn wissen mindestens Neun gar nicht, um was es sich handelt; nicht, daß die Fortdauer solcher Politik ihnen rasch die Erwerbsmöglichkeit kürzen müßte; noch, daß ihrer Berufsklasse ein böses Unwetter heraufzöge, wenn frommes Gezeter den Glauben stützte, ein auf Kredit angewiesenes Händlerreich sei, weil es unter allen Umständen der Ruhe, der Auslandshilfe bedürfe, zu kühner, stolzer, ersprießlicher Politik unfähig. Ein der Reichspflicht bewußter Kanzler hätte den Unfug der Aufrufe, die dem fremden Blick den tiefsten

Punkt reizbarer Schwachheit entschleiern, mit schroffem Wort abgewehrt. Bei uns wird das schädliche Treiben begünstigt. Soll der Kaiser in die Ueberzeugung gelullt werden, wider die Firma Bethmann & Kiderlen kämpfe nur eine Hetzerschaar, für sie zeuge die wichtigste Schicht deutschen Bürgerfleißes? Dann würde ruchlose Lüge vor den Thron geschleppt. Dringt erst die nackte Wahrheit dorthin, so dämmert der heute schon wankenden Firma der letzte Tag.

Noch trachtet der emsige Eifer Verzweifelnder, diese Wahrheit, in täglich erneuten Schleiern, dem Auge zu bergen. Nicht lange mehr kanns gelingen. Schon ahnt selbst die Kurzsicht, was geschehen ist. Im ersten Drittel des Junimonats konnten wir, drei Wochen vor Agadir, ohne Bluff, ohne Druck, aber auch ohne Personaleffekt, haben, was wir jetzt unser nennen; ohne den Riesenverlust an Geltung und Volksvermögen. Agadir ist nicht nur, wie hier vorausgesagt ward, eine zweite Reise nach Tanger geworden: Agadir war entweder eine Trugposse oder ein Versuch mit untauglichen Mitteln; sollte entweder einer Winzigkeit den Glorienschein nationaler Errungenschaft antäuschen oder den Franzosen viel mehr abdrücken, als den Nüchternen erlangbar dünken durfte. Unsere Botschafter in Paris und London wurden nicht in den Plan eingeweiht; von der Panthergrimasse, wie jeder Privatmann, überrascht. Die Sachverständigsten, im Reichskolonialamt und draußen, nicht gefragt noch zum Gutachten berufen. Die Herren Bethmann und Kiderlen, Kiderlen und Bethmann machten Alles allein; auch der Marokko-Referent war nicht immer „im Bild“. Eine Spezialkarte der französischen Aequatorialprovinz gab es im Auswärtigen Amt nicht (wo, nach langem Suchen, ein Kiepert-Atlas aufzustöbern war). Die zur Verhandlung benutzte Kongokarte hat Herr Cambon geliefert. Das hat Herr von Kiderlen in der Reichstagskommission eingestanden; seiner Ausrede, er habe sich solche Karte nicht zu schaffen vermocht, ist mit der Empfehlung geantwortet worden, in ähnlichem Fall sich hinfüro an irgendeinen Buchhändler zu wenden, der sie ihm spätestens nach vierundzwanzig Stunden liefern werde. Die Dioskuren haben von der Beschaffenheit der Landfetzen, die sie fürs Reich erwarben, nicht die dunkelste Ahnung gehabt. Nicht gewußt, daß diese Fetzen längst zu haben waren, im Kolonialamt aber, schon weil die Entsumpfung und Sanirung Dutzende von Millionen verschlingen müßte,

als unannehmbar, als die schlechtesten Tropenabfälle betrachtet wurden. Aus höhnender Ueberlegenheit hernieder gelächelt, wenn sie vor der Nachwirkung gewarnt wurden, die das deutsche Protektoratsangebot auf den Islam haben werde. Noch jetzt hat, in der Kommission, Herr von Kiderlen bestritten, daß dieses Angebot (das ein Musulmanenreich in eine französische Provinz wandelt und den Werth deutscher Zusicherung grell beleuchtet) unser Verhältniß zum Islam auch nur im Allergeringsten ändere. Erst in der Kommission, aus dem Munde des vom Kriegsminister als Vertreter gestellten Generals, vernommen, welche Zukunfthoffnung Frankreichs Wehrmacht auf die Kriegerkraft der marokkanischen Stämme bauen dürfe. Englands Stimmung wurde völlig verkannt, Englands korrekte Frage überhört. (Jetzt wird, heimlich und hastig, zwischen Berlin und London über eine vérité officielle in Sachen Lloyd George verhandelt. England möchte sich im Persergolf und an Chinas Küste stärker zeigen, den Status der Nordsee- und Kanalflotte herabsetzen: und ist deshalb beinahe zärtlich zu Michel, den es im September erwürgen wollte. Parole von gestern: Deutschland hinhalten, bis Rußland wieder aktiv werden kann, das anglo-islamische Geschäft, mit Kiamils und Schewkets Hilfe, fertig geworden ist und in Paris das Duumvirat Clemenceau-Briand der Republik den Schicksalsweg weist.) Daß in diesem Jahr der Nord-Ostsee-Kanal gesperrt, Deutschlands maritime Stoßkraft also geschwächt ist und das Reich sich drum nicht freiwillig einer Konfliktsgefahr aussetzen darf, wurde nicht beachtet. Eben so wenig, daß wir durch die Anerkennung des vom Haag aus zu bestimmenden Schiedsgerichtsstandes uns willkürlichster Vertragsdeutung und steter Majorisirung aussetzen. Ergebniß: in Marokko ein Zustand, der für unseren Handel (wie leicht zu erweisen sein wird) schon auf dem Papier im Wesentlichen viel ungünstiger ist als der 1909 vereinbarte; in Aequatorialafrika die Landstriche, die England uns gönnt und für deren Entwicklungmöglichkeit, selbst für eine noch ferne, Herr von Lindequist nicht das schüchternste Wörtchen sprechen wollte. Ward in einem großen Reich den Bürgern je solche Saloperie zugemuthet? Herr von Bethmann hat einen Satz gesprochen, der haltbar bleibt, einen: „Man hat kein Wort gefunden, das scharf genug war, um die Arbeit der Regirung zu verurtheilen.“

ꟷ

John Ruskin.

Zu den Rechten der außerordentlichen Persönlichkeit gehört, daß sie Auge und Sinn der Mitwelt fort von deren bedeutendsten Geschäften und verwirrendem Tagesgelärm und zu sich hin zwingt. Mag man Aergerniß nehmen oder auf den Leuchter stellen wollen: vorüber läßt sie uns nicht. Das bedeutet doch wohl, daß ein Zeitloses, das in solchen Menschen athmet, an das Zeitlose in allen Menschen appellirt.

Es war in dem für das Britische Reich so dunklen Januar 1900. Unaufhörlich, bis tief in die Nacht hinein aus stickig gelbem Nebel dies monotone Ausrufen. Namen von Schlachten, Namen von Gefallenen. Da, am Abend des zwanzigsten Januar, auf den fast stündlich frisch beklebten Brettern ein neues Plakat: Mr. Ruskins Death. England stand freilich damals mit dem Tode auf Du und Du; gleichmäßig verschlang die Grube Berühmte und Unberühmte. Aber hier hielt es einen Augenblick inne: eine große Kraft war von ihm gewichen. Der Mann, der die Künste und den Frieden über Alles geliebt und der sich doch gedrungen gefühlt hatte, den jungen Kriegsschülern von Woolwich mit schmerzlichem Freimuth zuzurufen, daß die Geschichte die Worte „Friede und Selbstsucht" verbinde, daß noch nie eine große Kunst geblüht habe außer bei einer Nation von Kriegern, dieser Mann war nicht mehr. Ruskin würde niemals nach beiden Seiten gehinkt haben; aber ihm, dem „Gewissen Englands", war erspart geblieben, hier einen Wahrspruch zu geben.

Das ist jetzt elf Jahre her. Das große Sterben ist halb vergessen und hat eingemündet in den Triumph einer neuen Gemeinschaft. Und auch die Stimmen, die damals von den Kanzeln und Kathedern Londons, des mit Ruskins Namen so eng verknüpften Oxford und vieler anderen Städte wie in den Artikeln der großen Zeitungen den „letzten Propheten", den „letzten Engländer von heroischen Maßen aus der victorianischen Aera" priesen, sind verhallt.

Vielleicht wären ein paar prüfende Fragen schon am Ort. Vielleicht ließe sich wenigstens im Umriß erkennen, was von Ruskin seinem Volke theuer geblieben ist. Was er uns, zu denen er erst spät gekommen ist, geworden ist. Ist der Streitbare, der seine ästhetischen und ethischen Ideale ein Leben lang mit gleicher Leidenschaftlichkeit vertheidigt hat, bei seinen Landsleuten schon in die kühle Ferne und olympische Abgeklärtheit der Klassiker eingegangen? Der Autoren, die in stattlichen Bänden ihr mehr oder weniger ungelesenes Dasein führen? Oder gehört er zu den lebendigen Mächten?

Es wird nicht ohne einen kurzen Rückblick gehen. Treten wir zunächst vor Ruskins schriftliches Lebenswerk. „Das Buch" ist nach ihm „das Stück Einsicht, das einem Menschen sein Antheil an der Scholle und am Sonnenschein eingetragen hat. Das, was, so weit ihm bekannt ist, kein Anderer so vor ihm gesagt hat und seiner Meinung nach Keiner sagen wird wie er". „Modern Painters": das ganze an

Kunst interessirte Deutschland weiß heute von diesem ersten Feuerbuch, der sich zur Apotheose steigernden Vertheidigung Turners, des Unvergleichlichen, „mit dem beim Malen die Natur selbst komponirte“. Geschrieben in der Weißglühhitze des Zornes und der Liebe; auch eine Schrift in tyrannos eines Dreiundzwanzigjährigen gegen den Zwang einer die Oeffentliche Meinung vergiftenden Kritik. Zugleich ein Ruf an die jungen Künstler Englands: Fort von der Dürre der Akademie! Zurück zur Natur! Was aus viertausend Jahren der Kunstentwickelung als Höchstes vor uns steht, kann keine einzelne Generation erreichen. Und unnachahmlich ist auch das Genie des einzelnen Großen. Aber schon morgen kann Einer nach dem Herzen der alten Meister unter Euch geboren werden. Nur dürft Ihr nicht bemalte Leinwand zwischen Euch und den Himmel stellen, nicht die Tradition zwischen Euch und Gott! Der erwartete Ausbruch folgte. Das Publikum fand empört Viele seiner Lieblinggrößen herabgezogen. Turner selbst stand betroffen in der plötzlichen Helle. Und den „Graduate of Oxford“ und frühen Meister englischer Prosa streifte der Ruhm. Wie groß die Revolutionirung der gesammten Kunstanschauung war, die durch diesen ersten Band und durch die folgenden Bände von „Modern Painters“ bewirkt wurde, sollte erst die Zukunft zeigen. Wer heute durch die Räume der londoner National Galery wandert, die Farbenwunder der Turner-Säle betrachtet (jetzt an die Tate-Galery angegliedert), Der fühlt etwas von dem Siege von damals. Auch einer der besonderen Schätze der londoner Galerie, die Fülle von Bildern der Primitiven, der eigentlichen Praerafaeliten, ist auf Ruskins Antrieb erworben worden. Als Wiederentdecker dieser fast verschütteten Periode war er unbewußt zum Wegbereiter der künftigen Praerafaeliten geworden, jener berühmten Sonnenhuldiger, deren Tendenzen noch in Kunstgruppen unserer Zeit fortwirken.

Von der Malerei zur Architektur. Ruskin hat „The Seven Lamps of Architecture“ später selbst gering geschätzt. Doch fünfzig Jahre nach dem Erscheinen dieses Werkes, bald nach Ruskins Tode, spricht der Präsident der Royal Association of British Architects das gewichtige Urtheil, daß vielleicht Niemand die englischen Architekten der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts auf ihrem eigensten Gebiet so stark beeinflußt habe wie Ruskin. Lästig predigthaft ist der Ton des Buches. Das verschließt, wie gleich hier bemerkt sei, leider bei uns manchen Vorurtheile bekämpfenden, darum aber noch nicht von Vorurtheil freien Kreisen überhaupt den Genuß von Ruskins Schriften. Seinen Landsleuten sind es gewohnte Formeln. Wir sollten uns historisch zu stimmen und unsere Ungeduld zu zügeln suchen. Wie seine Bauwerke sind, sagt Ruskin, so ist ein Volk; es hat die Architektur, die es verdient. Denn jede Form edler Architektur ist auf ihre Weise die Verkörperung der Politik, der Geschichte, der religiösen Anschauungen der Nationen. Und nun flammen die Anklagen auf! Auch uns schlägt heute noch beim Lesen das sündige Herz in der Brust. Aufstei-

gen die tausend Zerrbilder: Holz, das sich wie Marmor geberdet, gleißend aufgeklebter Stuck, Börsen, in deren feierlichen Tempelhallen man sich, außer um den genius loci, um einen unbekannten Gott zu schaaren scheint, Kirchen, dem bekannten, staatlich beglaubigten Gott im reinsten Stall- und Scheunenstil errichtet, windige Parvenuhäuser, die sich durchaus als Paläste aufspielen müssen, von Alter graue Schlösser, deren Restauration jetzt tötlichere Vernichtung wäre als ihr Verfall (wem fiele nicht so manche hitzige Kontroverse jüngsten Datums ein?). Aufathmend fühlen wir den frischen Luftzug einer Gesundung auch das deutsche Land durchziehen. Er kam von England her. Und nicht zum Wenigsten der Verfasser der „Seven Lamps" hat (mit seinem Lieblingbuch zu reden) die bauenden Künstler vor die erschreckende Frage gestellt, ob auch ein Heiliger Geist in diesen Steinen sei.

Wir nähern uns dem gewaltigsten von Ruskins kunsthistorischen Werken, den „Stones of Venice". „Gott sei Dank, daß ich hier bin; es ist das Paradies der Städte": so spricht er im Jugendtagebuch von 1841 aus Venedig. Eine alte Liebe also. Und theuer blieb ihm sein Leben lang die Seltsame; dieser abgeschiedene Geist auf dem Sande des Meeres. Sein Künstlerblut, das Seefahrerblut seiner Vorfahren regt sich. Welche Analogien mit England! Von den Steinen Venedigs, dieses zweiten Herrscherthrones in der See (England ist ihm der dritte und letzte; Tyrus, der erste, führt nur in den dumpfen Gesängen der Propheten des alten Bundes noch ein Schattendasein) liest Ruskin gespenstige Schrift: décadence, Tod. Was rief den Würgeengel in diese pulsirende Pracht? Die Steine von Venedig zu Prüfsteinen machen, dem still schleichenden Gift nachspüren, das diese Mauern zerbröckeln ließ, von da aus den Niedergang aller Schulen der Architektur, ja, aller Künste in den letzten drei Jahrhunderten nachweisen: Das wollte dieses Buch. Für Ruskin bedeutete es Jahre heißesten Studiums, des Ringens mit einem fast überwältigenden Stoff. Er bekämpft den Geist der Renaissance; das brennende Verlangen nach Vollkommenheit, koste es, was es wolle. („Noch vollkommener", zürnt Ruskin, „schafft die Maschine. Du sollst Dir aus Deinem Nebenmenschen kein Werkzeug machen!") Den maßlosen Wissens- und Künstlerstolz und die unnahbare, aristokratische Atmosphäre, in die er sich hüllt. Die hohe Kunst der Wenigen. Denn nur die Auslese der Menschheit vermag die schwere Rüstung zu tragen. Die Degradation der Vielen. Dem gegenüber stellt er die freie, wilde, der Seele des Volkes selbst entströmte Gothik. Rauh und unwirthlich wie die nordische See, von einem Ungeheuerlichen umwittert. Arbeit tastender, aber freudig sich regender Hände. Es ist vielleicht der höchste Ehrentitel der gothischen Schule der Architektur, daß sie das Werk der im Geist Armen in sich aufnehmen und aus diesen fehlerhaften Bruchstücken mit siegreicher Nachsicht ein ragendes und unangreifbares Ganze aufzurichten vermochte. „Unsterblich" nennt William Morris, Ruskins kongenialer Freund, das Kapitel über die Natur der Gothik, das er in köstlichem Einzeldruck herausgegeben hat.

Es mußte kommen, wie es kam; der Schönheitsucher mußte zum Bußprediger werden. Nicht ohne schmerzlichen Bruch der Persönlichkeit. Genug ist uns von dem Kopfschütteln berichtet worden (Ruskins Vater schüttelte besonders heftig), das 1860 das Kuriosum seines Einfalles in die Nationalökonomie empfing. „Unto this Last", nannte Ruskin später das böse, hochberühmte, jetzt in unzähligen Auflagen verbreitete kleine Buch, die vier Aufsätze im Cornhill Magazine, deren Veröffentlichung Thackeray, der Herausgeber, dem Druck der Oeffentlichen Meinung weichend, unterbrechen mußte. Ein Vorstoß gegen die Doktrin der klassischen Nationalökonomen. Ruskin leugnet nicht, daß ihre Schlüsse richtig sein können, wenn ihre Voraussetzungen richtig wären. „Wenn nur diese Maschine, die Ihr Arbeiter nennt, thatsächlich durch den Dampf oder irgendeine berechenbare Kraft getrieben würde! Aber die Sache liegt ganz anders. Wir haben es bei ihm noch mit einer anderen treibenden Kraft zu thun: mit seiner Seele. Und die ist unberechenbar, eine unbekannte Größe; sie mischt sich in alle Gleichungen der Nationalökonomie und fälscht alle ihre Resultate."

Ruskin hat in „Unto this Last" eine neue Theorie der Werthe aufgestellt. Er löst die Nationalökonomie aus der Enge einer rein wirthschaftlichen Betrachtungweise und stellt sie in den Zusammenhang, in den sie gehört; eine wahrhaft vernunftgemäße politische Oekonomie, sagt er, „kann nur aus einer vollständigen Philosophie der Gesellschaft abgeleitet werden." Ueber den Nationalökonomen Ruskin haben die Zunftgenossen damals den Stab gebrochen; seine soziale Ethik gewinnt je mehr und mehr an werbender Kraft.

„Sesame and Lilies", ein tiefes Büchlein, bei uns zu Unrecht in die Goldschnitt-Literatur verwiesen; „Time and Tide", der Grundriß zu einer neuen Gesellschaftordnung; „Lectures on Art"; „Mornings in Florence", das Vademecum kunstbeflissener Engländer: eine fast unübersehbare Schaar. Mit den Arbeiterbriefen „Fors Clavigera" (1871 bis 1884) fegt dann, das dürre Holz knickend, ein Sturmwind über England hin. Man hat das Buch Ruskins Hamlet genannt. Staat, Kirche, Arbeiterfrage, Frauenfrage hat er in diese grimmigen Plaudereien hineingezogen. Den Beschluß bildet die höchst individuelle und doch aller bloßen Zufälligkeit entkleidete Autobiographie Praeterita. Innere Geschichte vor Allem. Gedachtes neben dem Erlebten. Doch auch Milieuschilderung: Eltern und Voreltern, schottisches Puritanerthum, londoner City-Atmosphäre, londoner Künstlertreiben. Daneben aufglänzend das bewunderte Frankreich, Italien, die zweite Heimath seiner Seele. Das Ganze umschwebt Ueberwindergelassenheit des Alters, hinter der doch hörbar das Herz des mehr als Siebenzigjährigen klopft. Ein schönstes Stück Weltliteratur; ein Torso. Denn beim Schreiben Praeterita entwand ihm der Dämon, der seine letzten Lebensjahre 'rallt halten sollte, dessen Spuren schon in „Fors" sichtbar geworwaren, die Feder.

Der Erfolg seiner Bücher war von Anfang an groß; auch äußer-

lich. Und als der Millionär Ruskin mit dem „Public Trust", als den er sein väterliches Vermögen ansah, fertig geworden war, weil er allzu sultanhaft die goldenen Zechinen verstreut hatte, von der Versorgung betagter Dienstboten und brotloser Genies an bis zu den reichen Schenkungen an Universität und Stadtgemeinden, da konnte er vom Ertrag seiner Arbeit leben. Selbst das originelle Gewaltstückchen, den Verlag mitten aufs Feld zu verlegen und in der schönen Hopfengrafschaft Kent von seinem alten Schüler George Allen nebst Familie und einem kleinen Stab von Arbeitern alles Nöthige besorgen zu lassen, führte nicht zu dem liebevoll vorausgesagten Bankerot. Zu Wagen gingen damals Ruskins Geistesprodukte nach London. Kein Rabatt. Kein Kredit. Keine Vermittelung von Sortimentern. „Ich, der Urheber, stehe ein für Papier, Einband, Beredsamkeit und Alles, was drum und dran hängt." Natürlich mußte er schließlich zur alten Methode zurückkehren.

Jetzt, ein Jahrzehnt nach seinem Tode, besitzt England neben der von Cook und Wedderburn herausgegebenen Library Edition, einem monumentalen Werk von siebenunddreißig Bänden mit werthvollen Illustrationen, zahllose Ausgaben, bis herab zum Sixpence-Bändchen. Aus der Hochfluth englischer Literatur über Ruskin seien Collingwoods authentische Biographie, Harrisons und Cooks Studien, Anne Thackerays graziöse Erinnerungen hervorgehoben. In Frankreich haben Bosauquet, Bardoux, Sizeranne in seinem geist- und seelenvollen Buch über den Meister gehandelt. Uns Deutsche weist Ruskin fast grundsätzlich ab. Von der Sprache an ist ihm an dieser Nation Alles zuwider (und, müssen wir hinzufügen, fast Alles unbekannt). Albrecht Dürer (dem man freilich seine anatomischen Liebhabereien nachsehen muß), ein paar rauhe Tugenden Friedrich Wilhelms des Ersten in Carlyles Beleuchtung: sonst trostlose Oede. Von wie weiten Welten hat sich hier Einer ausgeschlossen, dem doch Sympathie in ihrem universellsten Sinn ein beinahe krankhaft empfundenes Lebensbedürfniß war! Aus den kleinen Stuben von Weimar hätte ihm Der die Hand gereicht, der, wie kein Zweiter neben Ruskin, die innige Zusammengehörigkeit ästhetischer und ethischer Werthe gefordert hatte. Nur schien sich dem Einen das Morgenthor des Schönen am Anfang, dem Anderen am Ende des der Menschheit bestimmten Aufstieges aufzuthun. Und man glaubt, Ruskin selbst zu hören, wenn Fichte sagt: „Der Mensch soll arbeiten, aber nicht wie ein Lastthier. Er soll angstlos, mit Lust und mit Freudigkeit, arbeiten und Zeit übrig behalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist." Wir haben an Ruskins Schwäche die Rache genommen, die unserer würdig war. Wir haben ihn dem stolzen, internationalen Literaturbesitz einverleibt, den wir vor vielen anderen Völkern voraus haben.

Der deutsche Kaufmann und Kunstkenner Jakob Feis in London erwarb sich um die Mitte der neunziger Jahre das Verdienst, seinen Volksgenossen die ersten Zusammenstellungen aus Ruskins Werken zu schenken: „Was wir lieben und pflegen müssen", „Wie wir arbeiten

und wirthschaften müssen" und Anderes. Weitere Publikationen des Verlages Heitz & Mündel in Straßburg folgten. Seitdem hat Eugen Diederichs in Jena in fünfzehn Bänden fast sämmtliche Hauptwerke Ruskins in künstlerisch schöner, dem Gegenstand angemessener Ausstattung veröffentlicht.

Viel ist auch über Ruskin bei uns geschrieben worden; in Zeitschriften aller Art. Noch in diesem Jahr würdigte ihn Dr. Gertrud Bäumer in ihrem Buch „Die soziale Idee in der Weltanschauung des neunzehnten Jahrhunderts". Auch an krausen Schößlingen hat es nicht gefehlt. So hat man Ruskin, diesen guten Hasser alles Konventionellen, jeder religiösen Phrase, zum salzlosen Sonntagsnachmittagprediger gestempelt. Dann wieder versuchte man, die Excentrizitäten und Paradoxien, die von seinem Wesen und Genie untrennbar sind, willkürlich aus ihrem Zusammenhang zu lösen und zur Zielscheibe bequemen Spottes zu machen, statt nach der oft vorhandenen höheren Einheit zu suchen: diese Streiche kommen nicht an Ruskin heran.

In Saengers „Essay" „John Ruskin", in dem, alle Schärfe und Feinheit der Analyse begleitend, ein Unterton des Enthusiasmus vernehmlich ist, besitzen wir das erste kritische und von der wissenschaftlichen Kritik anerkannte Werk, das Ruskin in den Strom der sozialpolitischen Gedankenbewegung stellt. Charlotte Broicher läßt in ihrem Buch „John Ruskin und sein Werk" in einer von schönem Feuer für ihren Gegenstand erfüllten Sprache auf dem bedeutenden, mit bewundernswerther Sachkenntniß gezeichneten Hintergrund von fast einem Jahrhundert englischen Lebens den genialen Menschen und Schriftsteller vor unserem geistigen Auge erstehen.

Die praktischen Versuche des dreamer of dreams John Ruskin waren, wie erklärlich, nur zum geringeren Theil Erfolge. Das hat ihn mit tiefer Bitterkeit erfüllt. Man fühlt sich angesichts dieses Scheiterns versucht, zu sagen, daß er auf wunderlichen, oft unmöglichen Wegen den richtigsten Zielen zugestrebt habe. Klar und früh hatten Ruskins Maleraugen „die grimmige Realität der Armuth" erfaßt. „Hohe Kunst? Hofft nicht auf sie in England! Ihr erstickt sie im rastlosen Getöse Eurer Maschinen, in der Nacht Eurer Kohlenbergwerke. Schafft Licht! Luft! Gebt dem Arbeiter ein Dach! Nahrung! Muße! Dann sprecht von Kunst." Er selbst kauft in einer üblen Gegend Londons Häuser, verbessert dort mit Octavia Hills Beistand die Arbeiterwohnungen (moralisch wie pekuniär ein geglücktes Experiment), baut dann wieder den brotlos gewordenen Handwebern in Laxey auf der Insel Man eine Wassermühle und schafft neuen Verdienst (die unverwüstlichen Laxey-Stoffe) oder treibt im Lakeland Dorfweiblein, die verstaubten Spinnräder vom Boden zu holen. Die erste von der Hand gesponnene, mit der Hand gewebte Leinwand seit einer Generation! (Das kunstgewerblich geschätzte Ruskin-Linen.) Dem Zeitenrad konnte Ruskin freilich nicht in die Speichen fallen. Nach wie vor fegen die Rauchwolken über England hin. Aber daß er Gesünderes gewollt hat

als Galvanisirung einer überlebten Vergangenheit, macht sich uns Heutigen deutlich in der Bewegung zu Hausfleiß, Volkskunst, alter Handfertigkeit. So haben wir mit Ruskin Frieden geschlossen.

Auch die eigene Person setzt er ein. Jahre lang hat er Zeichenunterricht ertheilt; an jenem ersten Working Men's College, das 1854 von Morris, Kingsley und dem neulich verstorbenen Shakespeare-Forscher Furniwall, dem Ehrendoktor unserer berliner Universität, gegründet wurde. Vorläufer der späteren Toynbee Halls in England, der University Settlements, dieser Lichtcentren im graustem Elend, bis hin zu der University Extension-Bewegung, unseren Ferienkursen der Gegenwart. Vorläufer auch unserer Volkshochschule. Freudig sah Ruskin im Unterricht, daß ein Jahrhundert des Maschinenbetriebes „den künstlerischen Instinkt des alten gothischen Werkmannes" in den jungen Leuten nicht erstickt hatte. Hier gewann er auch die für ihn so nothwendige enge Fühlung mit der Arbeiterschaft. Hier traf er sich mit dem Erneuerer des englischen Kunstgewerbes William Morris. Den mystischen Maler-Dichter Dante Gabriel Rossetti und seinen Genossen von der praeraфaelitischen Bruderschaft Burne-Jones zog Ruskin selbst in diese Kulturarbeit hinein.

Das größte, für Ruskin höchst charakteristische, aber auch verfehlteste seiner Projekte war die Sankt Georgs-Gilde. Sein crève-cœur von Anfang bis ans Ende. Mag Gott für Paris und London sorgen! Dem alten Ruskin soll nur ein Fleckchen Erde eingeräumt werden, auf dem, frei von Maschinen und eklem Rauch, eine kleine Genossenschaft das Land bebauen und Jeder die Arbeit thun kann, die seiner Individualität entspricht. Niemand elend als die Kranken. Niemand müßig als die Toten. Uebrigens nicht ohne bescheidene Tröstungen von Kunst und Wissenschaft. Schon ahnt der Master of St. George fließende Gildegewänder, goldene Gildemünzen nach altflorentiner Art. Auch besondere Gesetze giebt es da. Keine Freiheit. Keine Gleichheit. Jahre lang kämpft er um diesen Lieblingplan. Endlich führt Schicksalsironie ein Häuflein Kommunisten dem Sozialdemokraten zu. Die Gildegesetze lehnen sie ab. Ruskin, der nach einem Anfang lechzt, streckt ihnen doch das Geld zum Ankauf einer kleinen Farm vor. Mangel an landwirthschaftlichen Kenntnissen, Mangel an Betriebskapital: Zusammenbruch des Unternehmens. Doch auf dem Trümmerfelde bleiben Wegweiser. Zurück ins Ursprüngliche! So rief Ruskin. Und so rufen heute ringsum: die Großstadtflucht der Großstädter, die Gartenstädte, Waldschulen, Laubenkolonien und die tausend anderen Gebilde moderner Sehnsucht. Aus Mitteln der Gilde hat dann später doch der große Arbeiterfreund das dicht bei der düsteren Eisenstadt Sheffield stehende Museum für die Arbeiter herrlich auszustatten vermocht.

Giebt es Ruskinianer? Fanatische Jünger, die unbedingt auf ihn schwören? Nein. Die soll es auch nicht geben. Zu vieler Wandlungen und Entwickelungen war Ruskin selbst sich in seinem achtzigjährigen Leben bewußt geworden, um nach ihm Lebende auf seine eigenen Er-

kenntnisse verpflichten zu wollen. Ruskins Name wird neben dem Carlyles, seines großen Führers und Freundes, genannt werden, so lange es eine angelsächsische Welt giebt; und über ihren Bereich hinaus. Ein unerreichter Prosadichter. Die entscheidende Stimme für die Kunstfragen seiner Zeit. Mit Morris Begründer einer mächtigen, in der Gegenwart die weitesten Kreise ziehenden Bewegung im Kunstgewerbe. Heute, wo wir, nach Harcourts berühmtem Wort, „Alle in gewissem Sinn Sozialisten sind“, wendet man sich mehr denn je auch vom Anblick sozialer Schäden und Probleme an den einst Verlachten. Nicht, um sein Machtwort zu hören. „Meine wahren Anhänger hören nur auf die Regungen ihrer eigenen Seele.“ um aus der Sphäre eines unbeirrbar auf das Wesen der Dinge deutenden Geistes sich den Willen zu unerschrockenem Thun zu holen. Anna Henschke.



Alles um Liebe.

„Es gehört, um es gleich voranzuschicken, zu den Werken, denen gegenüber nur das Publikum durchfallen kann.“
(Hebbel über den „Zerbrochenen Krug“.)

Den in der Phiole geborenen Homunkulus kennt der Dichter Herbert Eulenberg nicht. Die Menschen seiner Komoedie „Alles um Liebe“ sind leichtgeborene Joviskinder. Sie waren da und ihr Schöpfer hatte keine Macht mehr über sie; er sah sie an: und sie waren Alle gut. Sie müssen ihre lichtfrohen und schmerzlichen Schicksale leben; er bleibt ihr Zuschauer. Ihr Erlebniß und Leben hat er nicht aus sich herausgeholt; es hat sich ihm entrungen und war. Da wagte er nicht mehr, mit plumpem Finger sie anzutasten; er wandte sich ab von seiner Zeit, die ihm gellend ihre Schlagwörter entgegenschrie (Tendenz! Soziale Idee! Psychologie! Symbole!), und vor ihm erstand die Gestalt des Emanuel von Treuchtlingen. Ihn setzte der Dichter ein zum Herrn und Meister über sein Völkchen, das Alles um Liebe thut. Er verbirgt das eine Auge Emanuels unter einer grünseidenen Binde, daß er still ironisch in sich hineinblinzeln und sich über das bunte Treiben totlachen kann, das das andere Auge auffängt. Und seine fernen Brüder, Don Quijote de la Mancha und alle weisen Narren Shakespeares, freuen sich seiner. Aber er steht hoch über Denen, die nur eine kurze Gastrolle als unterwürfige Spaßmacher zu spielen haben. Er ist Herrscher in seinem Reich; und dieses Reich ist nicht von gestern und heute, sondern von Habakuks Zeiten an. Habakuk bestellte ihn zum Verwalter seines Vermögens, legte ihm Kinder und Kindeskinder ans Herz. So

geht Emanuel von Treuchtlingen durch dies Stück, lenkend und helfend, verdammend und errettend, mit Wohlwollen und Intrigue, voll Lüge und Wahrheit, ein Münchhausen und doch ein guter Geist. Er allein liebt nicht; aber in die Schicksale dieser verzauberten Liebenden, die der Dichter erlöste und denen er nun zuschauen muß, wie sie an ihren Leidenschaften verbrennen, ohne daß er noch helfen kann, greift Emanuel ein. Und wie er den tollen Reigen, in dessen Taumel diese Menschen verstrickt sind, entwirrt sieht, da nimmt Emanuel die Binde von seinem Auge, das er mit märchenbunten Lügen verschleierte. Es hatte viel durchgemacht, dieses Auge, während seines Erdenpilgerlebens von der Zeit an, da Gott es zurückbehalten, um die Menschen und ihr Treiben von oben herab zu betrachten. Seit diesem Tage geschah mit ihm, was sich aller Dichter Phantasie ersinnen kann. Das kommt: Emanuel selbst hatte es ins Land der Träume geworfen. Nun aber die Aufgabe erfüllt ist, die ihm Habakuk, bei dessen Tod er dies Auge ausgeweint hatte, übertrug, kann er sichs wiederschenken lassen von den Frauen, die es ihm einst fortgeküßt, kann es wieder einlösen von den Freunden, für deren Redlichkeit er es verpfändet hatte, und die Binde von ihm nehmen, sein Mönchsgewand anziehen und in die Welt der Tage, Thaten, Träume wandern, allwo wir ihm gerade dann begegnen, wenn wir ihn zum Teufel wünschen möchten. Dann zieht er uns, wieder ein Einäugiger, lächelnd Habakuks Testament unter der Nase vorbei und zeigt uns den Herrn.

Man muß Alles als Bewegung nehmen, nicht als Bilder, das Ganze und seinen Sinn ergreifen, nicht am Einzelnen haften, muß zuerst diese überdimensionale Gestalt des Emanuel, des Einzigen, der über der Liebe ist, gesehen haben: dann enthüllt sich einfach und ergreifend der Anderen buntbewegtes Spiel. Adrian, der jugendliche Schwärmer, dessen Herz sich nicht ganz von der jung verstorbenen ersten Frau losreißen kann, liebt Delphine. Lenore, ihre Schwester, und Lucian, der unruhvolle Abenteurer, finden einander, Dank dem entsagenden Verstehen der Frau, wieder. Und Förster Jobst, der brünstige Satyr, umwirbt die knospenhaft zarte Delphine. So ist der Reigen geschlossen. Und in seiner Mitte steht der Küster Kunz, murmelt pflichtgemäß das Tischgebet und schwingt das Weihrauchfaß in der einen Hand; aber die andere hält das köstlichste aller Bücher: „Die sechs und eine Nacht des vollendeten Wüstlings. Mit Kupfern."

Nie zerfließt diese divina comedia in weichlichen Lyrismus; eine stark bewegte Dramatik (vielleicht zu viel Handlung) füllt das Ganze. Wie all die Seligkeit der Liebe empfunden und gestaltet ist, was hier von dichterischen Werthen steckt: Das sollte doch wohl der verständnißlosesten Kritik ein Wenig Respekt abnöthigen. Aber mit zwingender Nothwendigkeit scheint hinter Herbert Eulenberg der Blaubartskandal von anno 1905 fortzeugend Böses zu gebären.

Leipzig. Kurt Wolff.

Das quaritzer Gespenst.*)

Als Friedrich der Große in Schlesien einmarschirte und Großglogau belagern ließ, kamen auch die Leute aus dem nahen Quaritz ins rauschwitzer Hauptquartier und baten um einen lutherischen Prediger. Der Feldprobst Abel, dem der König die vorläufige Regelung der geistlichen Angelegenheiten in der zu erobernden Provinz übertragen hatte, entsandte nach Quaritz einen der zwölf Predigtamtskandidaten, die er aus Berlin mitgebracht hatte und die später kurzweg die zwölf Apostel genannt wurden. So kam Karl Wilhelm Tiele als Pastor nach Quaritz, las den dortigen Ackerbürgern schlecht und recht die Leviten, taufte, traute und begrub sie, wie es ihn auf der Universität in Frankfurt, woher er stammte, gelehrt worden war, und wäre sicherlich, wie so viele andere brave Landpastoren, bei seinem Tod ohne Gnade ins Meer der Vergessenheit versunken, wenn ihn nicht ein ganz erschrecklicher Poltergeist, der im Pfarrhaus längere Zeit sein Unwesen trieb, weit über die Grenzen Schlesiens hinaus berühmt gemacht hätte. Das Merkwürdigste an dieser Spukgeschichte aber ist, daß es bisher nicht gelungen ist, die außerordentlich kuriosen Vorgänge auf eine natürliche Art zu erklären, so daß dieses Gespenst bis auf den heutigen Tag allen Geistersehern als der vornehmste Beweis ihres Glaubens gegolten hat. Sogar der große König schenkte ihm einige Aufmerksamkeit; doch nur, um seinen scharfen Witz daran zu schleifen. Im Uebrigen ließ er auch hier Jeden nach seiner Fasson selig werden.

Zwanzig Jahre predigte Karl Wilhelm Tiele in Quaritz das Evangelium als ein Junggesell; dann faßte er urplötzlich den Entschluß, sich zu beweiben. Jette Bedwos, seine Magd und Wirthschafterin, die ihn zwanzig Jahre lang wie eine Elster bestohlen hatte und sich nun dafür mit einem Schneider bemannen wollte, war die Ursache dieser hochehrwürdigen Umwälzung. Der Pastor war ein Weltfremdling geworden, was bei seiner guten Vermögenslage und seiner Knauserigkeit kein Wunder war. Außerdem hatte er so schwache Augen, daß er fast gar nichts sah, wenn ihm die boshafte Jette die Brille verlegte. Dafür aber war sein Gehör so scharf, daß es ihn befähigte, einer der berühmtesten

*) Der junge, auf Hamburgs Boden heimisch gewordene, als Balladendichter vom Hansenstolz gekrönte Schlesier Ewald Gerhard Seeliger läßt (bei Georg Müller in München) drei Bände erscheinen, deren Thema Schlesiens Landschaft und Volkheit ist: „Siebenzehn schlesische Schwänke“ (denen hier eine übermüthige Schnurre entnommen wird), „Schlesien, ein Buch Balladen“ und „Zwischen Polen und Böheimb“. Daß da nicht Alles vollwichtig sein kann, nicht Alles mit gleichem Künstlerernst gestaltet, braucht am Eingang nicht erst bewiesen zu werden. Doch immer gehts muthig zu. Dieser Dreißiger hat sich keinem Schreiberklüngel verlobt; und drum vielleicht die kecke Jugendlust an Farben und Tönen, an Gewitter und Schabernak bewahrt.

Geisterhorcher zu werden. Das alte, düstere Pfarrhaus begünstigte seine übersinnliche Neigung, denn es besaß dunkle Winkel und Gelasse in Menge, darin er sich selbst kaum zurechtfinden konnte.

Mit vieler Mühe brachte er die Magd dahin, ihre Heirathabsichten so lange aufzuschieben, bis sich ein Ersatz gefunden hätte, und ging, siebenundvierzig Jahre alt, nach seiner Heimathstadt Frankfurt auf die Freite. Da seine Eltern nicht mehr lebten, galt sein erster Besuch der sechsundsechzigjährigen Tante Euphemia, die sehr reich war und von der er bald einen erklecklichen Posten zu erben hoffte, obwohl sie sich noch für ziemlich jung hielt. Als er in ihr Haus trat, fand er bei ihr eine Jungfrau mit Namen Rebekka vor, die ihm über die Maßen wohlgefiel. Als er zudem erfuhr, daß sie der verwaiste Sproß einer verarmten tielischen Seitenlinie sei, daß ihr die Tante alle Güter zu vererben gedachte und daß er selbst diese reizende, züchtige Rebekka vor zwanzig Jahren auf den Knien geschaukelt habe, da faßte er sich ein Herz und brachte alsobald eine salbungvolle Werbung vor.

Tante Euphemia, für deren jugendliche Eitelkeit es überhaupt keine Altersunterschiede gab und die für Alles, was einen geistlichen Rock trug, eine große Schwäche hatte, klatschte vor Freude in die Hände und spendete dem Brautpaar den ihm zukommenden Segen.

Rebekka, die nicht den geringsten Versuch machte, sich gegen die zugedachte Ehre zu sträuben (denn bei dem geradezu kindlichen Eigensinn der Erbtante hätte es doch keinen Zweck gehabt), begnügte sich damit, bleich zu werden wie ein Marmorbild, trotzdem ihre Wangen vorher wie zwei Heckenrosen geglüht hatten. Ihre Augen verloren alle Munterkeit und Frische und nahmen eine fromme Kühle an, wie sich Das für eine zukünftige Pastorsgattin wohl schicken mochte. Gehorsam reichte sie ihrem hochehrwürdigen Bräutigam die reine Stirn zum Kusse hin und schaute dabei nach der Thür.

„Wie wird sich erst der Herr Kandidat freuen!“ rief die Tante.

Karl Wilhelm Tiele spitzte die feinfühligen Ohren, als wittere er einen Nebenbuhler.

Dieser Kandidat der Gottesgelahrtheit hieß Nathanael Wendel und hatte bei der Tante Euphemia zweimal in der Woche Freitisch. Als er endlich erschien und das neue Brautpaar erblickte, erstarrte er zur Salzsäule.

„Siehst Du, wie er sich über Dein unverhofftes Glück freut!“ rief die Tante, dieser ahnungvolle Engel.

Da fiel die Erstarrung von ihm ab und er brachte mit wohlgeordneten Worten seine Gratulation vor. Darauf setzten sich die Vier zu Tisch. Die Tante freute sich, daß das tielische Vermögen so schön beisammen bleibe; der quaritzer Neffe füllte sich den Teller und beugte sich, kraft seiner Kurzsichtigkeit, tief darüber; Rebekka aß keinen Bissen; und der Herr Kandidat würgte mit vieler Mühe ein paar Brosamen herunter. Rebakka schaute starr und steif an seinem Kopf vorbei. Nach jedem Glase Wein (und er trank hastig und reichlich) nahm seine Un-

ruhe zu. Zuletzt trank er sogar auf das Wohl des Brautpaares und schwang sich zu einer kleinen Ansprache auf. Das harmlose Gemüth der Tante schwamm in eitel Wonne und Rebekka saß ganz ergeben auf ihrem Stuhle, regunglos wie eine Puppe. Nur die feinen Ohren des Bräutigams spürten in der Stimme des Kandidaten ein leises, verrätherisches Wanken. Als es zum Anstoßen kam, zeigte der Kandidat eine ihm offenbar angeborene Ungeschicklichkeit, deren Größe überraschte; er warf nicht nur das Salzfaß um, sondern zerbrach auch sein Glas, daß der blutrothe Wein über das Tischtuch floß. Die gute Tante aber tröstete den Bestürzten unter Hinweis auf das große Glück, das es zu feiern galt. Nach Tisch schaute sich der Pfarrherr den Kandidaten etwas genauer an und glaubte, erkennen zu müssen, daß seine Eifersucht nicht ohne eine gewisse Berechtigung sei. Denn Nathanael Wendel war ein noch sehr junger Mann mit geschmeidigen Gliedern, glattem Gesicht, dunklen Augen und langen, braunen Locken.

Am dritten Sonnabend zog Karl Wilhelm Tiele mit seiner jungen Frau in Quaritz ein. Doch Jette Bedwos wurde er nicht los. Ihr Schneider nämlich hatte es verstanden, sich schon vor der Hochzeit in den Besitz ihrer weltlichen Güter zu setzen, und war nach Glogau durchgebrannt, um sie schleunig unter die Leute zu bringen. Als er endlich heimkehrte, wollte Jette nichts mehr von ihm wissen und durfte im Pfarrhaus bleiben, da die junge Pastorin, der sie zu schmeicheln verstand, ein Wort für sie einlegte. Auch schaffte sie sich sofort einen neuen Bräutigam an, diesmal einen Schuster, und wollte ihr altes Diebeshandwerk wieder aufnehmen. Aber die Frau Pastor sah ihr mit den kühlen frommen Augen so scharf auf die Finger, daß Jette von einer unerklärlichen Angst überfallen wurde und sich vornahm, von ihrer Bosheit zu lassen.

Also konnte der Pastor sowohl mit seiner alten als auch mit seiner neuen Haushälterin wohl zufrieden sein. Von seinen ehelichen Pflichten nämlich machte er nicht den geringsten Gebrauch. In den ersten Tagen hatte er zwar versucht, Rebekka in die Geheimnisse der übersinnlichen Welt einzuweihen, hatte ihr die lange Liste der guten und bösen Geister gewiesen, die er mit großem Fleiß nach der Zeit ihres Erscheinens, dem Grade ihrer Güte oder Boshaftigkeit und nach dem Ort ihrer Bekundung klassifizirt hatte, war aber bei ihr auf hartnäckigen Unglauben und unbesiegbaren Widerstand gestoßen. Seitdem hockte er wieder wie vordem allein hinter seinen Folianten und hatte nichts dagegen, daß seine Ehefrau ihr Lager in einem der oberen Gemächer aufschlug, die zum größten Theil leer standen.

So verging ein Jahr im besten Frieden; und der Kandidat Nathanael Wendel bestand in Frankfurt sein Examen.

Kurz danach ließ sich der Poltergeist zum ersten Mal hören.

Kaum hatte es am vierten Mai Mitternacht geschlagen: da vernahm der Pastor, der noch bei seiner Studirlampe aufsaß, ein fürchterliches, unerklärliches Brausen in den Wipfeln der Bäume. Plötzlich

sprang das Fenster auf und die Vorhänge flatterten zurück, ohne daß ein Wind zu spüren gewesen wäre. Und aus dem Dunkel des Gartens kam heimtückisch ein faustgroßer Stein geflogen, traf die Lampe und löschte sie aus. Mit gesträubten Haaren saß der Pastor da und wagte nicht, ein Glied zu rühren. Was sich in der Theorie so harmlos ausgenommen hatte, erschien ihm nun in der Praxis von einer ganz unerhörten Grausigkeit.

Nach einer kurzen Pause machte sich der Unhold aus der Geisterwelt an der Hinterwand des Hauses durch grobes Kratzen und Scharren bemerklich. Kalter Schweiß trat dem hochehrwürdigen Horcher auf die Stirn und rieselte ihm den Rücken herunter. Dicht vor seinen Ohren ertönte jetzt ein gellender Laut und im Schornstein rumorte ein Miauen wie von hundert Katzen. Dann meldeten sich draußen auf der Treppe, die zu den oberen Gemächern führte, stampfende Tritte. Ein Knall, darunter die Wände bebten, und ein Klirren wie von tausend Scherben beendeten diesen Theil des nächtlichen Konzerts. Nun schien der Poltergeist sanftere Seiten aufzuziehen und ließ alsobald von oben ein Knarren ertönen. Dann umfing den Pastor zwei Stunden lang eine geradezu grauenhafte Stille. Endlich wagte er sich ins Bett, zog die schützende Decke über beide Ohren und that kein Auge zu.

Jette, die in dieser Nacht seltsamer Weise ihre Schuhe zu ihrem Schuster getragen hatte, fand am Morgen auf der Treppe die Scherben einer Waschschüssel und räumte sie flink bei Seite, um der Schelte vorzubeugen.

Als die Frau Pastor herunter kam, hatte sie eine leise Röthe auf den zarten Wangen und ein geheimes Glimmen in den frommen, kühlen Augen. Doch der Pastor merkte nichts davon, dieweil er in dieser Nacht noch kurzsichtiger geworden war. Weder die Herrin noch die Dienerin wollten Etwas von dem fürchterlichen Spuk gehört haben. Beide erklärten die geheimnißvollen Vorgänge schlankweg für die Ausgeburten eines hochehrwürdigen Traumes. Trotzdem hörte die Pastorin aufmerksam zu, als ihr der Pastor die näheren Umstände der nächtlichen Gespensterei berichtete, und ihre Ungläubigkeit erlitt durch die Beweiskraft des Steines einen gar bösen Stoß.

Sofort machte sich der Pastor daran, den neuen Geist, der ihn mit seinem Besuch beehrt hatte, in seine Klassifikation unterzubringen, setzte ihn zu den bösartigen, polternden Hausgeistern, die mit Steinen werfen, und füllte eine ganze Folioseite mit der genauen Beschreibung der Geräusche an, die dieser Tückebold hervorgebracht hatte.

Kaum aber wurde es dunkel, so begannen des Pastors Knie zu beben. Begreiflicher Weise lehnte die Pastorin ab, mit ihm zu wachen, wie sehr er sie auch bat. Vom oberen Stockwerk aus schien ihr das Gespenst weniger gefährlich zu sein.

In dieser Nacht nun wiederholten sich alle Geräusche, nur in umgekehrter Reihenfolge. Auf das Geknarr folgte der fürchterliche Knall. Statt der rasselnden Scherben aber stürzte mit höllischem Lärm eine

Blechkanne die Treppe herunter. Wieder sprang zum Schluß das Fenster der Studirstube auf; doch diesmal flog dem zitternden Pastor eine Handvoll Sand in die Augen. Er verfiel darüber in ein schlimmes Fieber und wurde bettlägerig, so daß die kirchlichen Geschäfte unterbrochen werden mußten. Als er sich nach sechs Wochen erhob, waren seine Knie so schwach, daß er vorerst nicht im Stande war, die Kanzel zu besteigen. Die Pastorin redete ihm zu, einen Kandidaten zu Hilfe zu nehmen, und seufzend fügte er sich nach längerem Zögern, indem er an die frankfurter Fakultät schrieb.

Und siehe: da meldete sich der Kandidat Nathanael Wendel.

Die alte Eifersucht erwachte nun in dem Pastor und er legte seiner Frau das Schreiben vor, um sie zu prüfen. Aber sie blieb blaß und kühl und bat ihn ernstlich, lieber einen anderen Kandidaten zu nehmen, da Nathanael Wendel ein ungeschickter Mensch sei, der Alles zerbreche und ruinire und den sie darum in den Tod nicht ausstehen könne.

Da athmete Karl Wilhelm Tiele befreit auf und ließ Nathanael Wendel sofort nach Quaritz kommen. Wie vorauszusehen war, schmollte die Pastorin darüber sehr heftig und gönnte dem neuen Hausgenossen nicht einen einzigen Blick. Der gerieth darob in eine große Verwirrung und seine Ungeschicklichkeit wuchs ins Uebernatürliche. Gleich am ersten Tag zerbrach er eine Waschschüssel und schon am zweiten Tag stolperte er über die große Blechkanne im Hausflur, daß sie mit höllischem Gelärm gegen des Pastors Stubenthür krachte. Der fuhr erbleichend empor, in der Meinung, daß ihm der Poltergeist jetzt schon am hellen, lichten Tage nachzustellen trachtete. Als aber die Thür aufging und der Kandidat hereintrat, schwand die Schreckensangst wieder.

Je tiefer Nathanael Wendel in der Achtung der Pastorin sank, um so höher stieg er in der Schätzung des Pastors. Seine Predigten waren voll Schwung und Feuer, so daß ihm die Quaritzer gern zuhörten. Vor Allem aber schaffte er sich bei dem Pastor dadurch einen Stein ins Brett, daß er ein geradezu unbezähmbares Streben nach den Geheimnissen der Geisterwelt bekundete. Karl Wilhelm Tiele weihte ihn nun in seine Klassifikation ein und freute sich von Herzen über diesen außerordentlich gelehrigen Schüler. Endlich vertraute er ihm auch, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, an, daß in der Pfarrwohnung ein bösartiger polternder Hausgeist sein Wesen treibe, der mit Steinen und Sand um sich werfe. Als der Kandidat Solches vernahm, schüttelte er sich vor Grausen. Nun harrten die Beiden vereint auf die Wiederkunft des Kobolds.

Doch Der ließ auf sich warten. Zwar schien es dem Pastor manchmal, als wiederhole sich das Geknarr im oberen Stockwerk während seines Nachmittagsschläfchens. Auch der Kandidat konnte diesen Verdacht nicht ganz unterdrücken und legte sich auf des Pastors Verlangen auf die Lauer. Doch wie er auch horchte und spähte, der Verdacht schien sich durchaus nicht rechtfertigen zu wollen. Also war es ihm ein Leichtes, den Pastor zu beruhigen, wobei ihm die Frau Pastorin wacker

half, die hierbei zum ersten Mal mit dem Kandidaten der selben Meinung war. Und Seine Hochehrwürden gaben sich nun mit verstärkter Sicherheit dem Genuß des nachmittäglichen Ruhestündchens hin.

So hätten die Drei im tiefen stillen Frieden weitergelebt, wenn nicht Jette Bedwos, die boshafte Hausmagd, gewesen wäre. Sie glaubte, die Ursache des Geräusches gefunden zu haben, und sagte ihrer Herrin mit derber Kürze den Gehorsam auf. Die Pastorin hatte Geduld mit ihr und jagte sie nicht aus dem Haus. Dankbar erkannte Jette diese Güte an, wurde von Stunde an taub und blind und fiel in ihre alten Diebesgewohnheiten zurück; wovon die Pastorin keine Notiz nahm.

Und so lebten die Vier weiter in Frieden und Glück, bis sich im Frühjahr 1761 das Geschrei erhob, die Russen kämen, um Quaritz zu plündern. Da hieß der Pastor den Kandidaten einen Schreibtisch öffnen und die darin enthaltene Summe von tausend Thalern nach Glogau in Sicherheit bringen. Doch ehe er das Geld an sich genommen hatte, wurde das Gerücht von dem Anmarsch der Russen widerrufen, worauf die tausend Thaler unangetastet im Schreibtisch verblieben.

Kurz darauf verließ Jette, von der Pastorin reich beschenkt, das Pfarrhaus, um sich mit ihrem Schuster zu verheirathen, schaffte viel Hausgeräth an und führte einen guten Tisch. Das kam auch dem Pastor zu Ohren und er fand für gerathen, sich einmal nach den tausend Thalern umzusehen. Zu seinem nicht geringen Schrecken waren sie aus dem Schreibtisch spurlos verschwunden und nirgends aufzufinden.

Laut bezichtigte er Jette des Diebstahls. Aber die Pastorin und der Kandidat wollten sich für die Ehrlichkeit der treuen Magd verbürgen und widerriethen dringend, sie zu kränken, weil Solches nicht christlich sei und üble Nachreden fördere. Betroffen hielt der Pastor ein und schwieg. Nach mehrwöchigem Nachdenken aber gelangte er endlich zu der Ueberzeugung, daß, wenn Jette das Geld nicht gestohlen habe, der Verdacht nur auf den Kandidaten fallen könne. Und er begann sofort, auf Nathanael Wendel loszusticheln; erst feiner, dann deutlicher. Es dauerte lange, ehe ihn der Kandidat verstand. Dann aber ließ er keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er sich durch diesen Argwohn aufs Tiefste gekränkt fühle. Auch die Pastorin nahm offen seine Partei und schob den Diebstahl, da Einer das Geld doch weggenommen haben mußte, schließlich dem bösen Poltergeist in die Schuhe.

„Ei," rief der Pastor, und wies auf seine unfehlbare Klassifikation, „die Geister nehmen niemals Geld. Was sollte es ihnen auch in der Geisterwelt nützen? So oft man es ihnen auch nachgesagt hat, stets hat sich herausgestellt, daß sie unschuldig waren."

So hätte sich der Streit um den Diebstahl wohl noch lange hingezogen, wenn Jette ihr spätes Hochzeiten besser bekommen wäre. Doch sie wurde plötzlich von einer schlimmen Krankheit befallen und kam rasch von Kräften. Da verlangte sie endlich den Pastor, um ihre Sünden zu beichten.

Und es erschien der Kandidat. Den schickte sie fort, da sie nur dem

Pastor gestehen könne, was sie auf dem Herzen habe. Aber Karl Wilhelm Tiele hatte es nicht so eilig und zögerte; erstens wegen seiner schwachen Knie und zweitens, weil er Jettes angeborene Verstocktheit zur Genüge kannte. Erst sollte sie noch ein Bischen mürber werden.

Als er aber ernstlich Miene machte, zu der Kranken zu gehen, überkam den Kandidaten Nathanael Wendel plötzlich eine fliegende Unruhe, offenbar wegen der ihm vom Pastor zugefügten Kränkung, und er verschwand noch in der Nacht, als habe ihn die Erde verschluckt. Einige Tage später kam aus Sagan ein Brief, worin er dem Pastor anzeigte, daß er in Folge der ungerechten Beschuldigung fortgegangen sei und hier an einem Gallenfieber schwer darniederliege. Karl Wilhelm Tiele bedauerte ihn von ganzem Herzen, war nun von der Unschuld des Kandidaten fest überzeugt und schickte sich an, Jette zu besuchen, um ihr die Hölle heiß zu machen. Doch die Pastorin hielt ihn so lange wie möglich zurück, ängstigte ihn mit der Ansteckung und brachte es wirklich so weit, daß er, als er endlich ging, die Kranke nicht mehr bei Besinnung antraf. Sie verschied, ohne ihr Geheimniß verrathen zu haben, und Pastor Tiele hielt ihr am dritten September 1763 einen schönen Leichensermon.

An dem selben Tag traf aus Sagan die Nachricht ein, daß der Kandidat Nathanael Wendel am Gallenfieber sanft und gottselig entschlafen sei. Darüber wurde der gute Pastor ganz verstört, gab sich heimlich die Schuld an dem Tode des jungen Menschen und wollte ihm wenigstens einen Leichenstein setzen. Doch die Pastorin, die die Trauerbotschaft mit Gleichmuth aufgenommen hatte, redete ihm diese Thorheit gründlich aus.

In dieser Nacht aber setzten die Spukereien, die über ein Jahr verstummt waren, mit fürchterlichstem Gepolter wieder ein und wollten nicht so bald wieder verstummen. Nicht nur in der Dämmerung: sogar am hellen Tag meldete sich das Gespenst durch Klopfen und Knarren, Stampfen und Kratzen, Schnaufen und Pfeifen, Murmeln und Gellen. Bald erscholl dicht neben des Pastors Ohr ein gräßlicher Ton, bald rumorte es in der Küche, bald tappten Fußtritte in den oberen Stuben, bald schlich es wie in Strümpfen auf der Treppe.

Nun konnte die Anwesenheit des Poltergeistes nicht länger geheim bleiben. Hunderte schaarten sich abends um das Haus und vernahmen, nach geduldigem Warten, das seltsamliche Gebahren des Unholds. Einige Beherzte durchsuchten das ganze Gebäude vom Keller bis zum Boden, wobei ihnen die Pastorin selbst das Licht vorantrug. Aber nicht die geringste Spur war zu entdecken. Man bestreute den Boden der Dachstube, wo es besonders oft rumorte, mit Asche. Kein Fuß drückte sich darauf ab. Auch Nahrungmittel für Katzen und Mäuse, die einige Verständige als Ursache der Spukerei vermutheten, blieben unberührt. Und das Getöse dauerte fort.

Wie auf Flügeln des Windes durcheilte das Gerücht davon die Umgegend und drang weit in die Ferne. Die Quaritzer aber sahen in

dem Poltergeist die unerlöste Seele der Jette, die sich nun an dem Pastor räche, weil er gezögert hatte, sie vor ihrem Tode von ihrer Sündenlast zu erleichtern.

Um aber der ärgerlichen Sache auf den Grund zu kommen, bestellte der Bürgermeister vierundzwanzig wehrhafte Leute, die das Haus die ganze Nacht bewachten. Das Gespenst schien Lunte gerochen zu haben und ließ sich weder hören noch sehen. Kaum aber waren die Wächter abgezogen, da begann es sein Spiel mit erneuten Kräften.

Unter den Offizieren der glogauer Garnison fanden sich ein paar Tollkühne, die es mit dem Spukgeist aufzunehmen gedachten. Doch es schlug die Tapferen ohne Mühe in die Flucht. Sie hörten in der Stube, aus der sie eben heraustraten, ein gellendes Lachen, wußten sie menschenleer und sprangen mit gezogenem Degen wieder hinein. Aber sie sahen nichts und hörten auch nichts mehr und verließen das Haus.

Und es spukte weiter, bald leiser, bald lauter. Karl Wilhelm Tiele gewöhnte sich allmählich so sehr an seinen Hausgeist, daß ihm Etwas fehlte, wenn er ihn eines Tages heimzusuchen vergaß. Die Pastorin aber bestritt noch immer mit aller Entschiedenheit, daß es überhaupt spuke, und leuchtete herzhaft in jeden Winkel hinein, ohne je mehr zu entdecken als Staub und Spinnengewebe. Dem Pfarrer wurde das Geknarr schließlich ein liebes Geräusch, ohne das er kaum noch den Schlaf des Gerechten fand.

Eines Morgens kam die Pastorin zum Frühstück herunter; ihr Athem ging hastiger als sonst, so daß es dem Pastor auffiel.

„Was ist Dir?“ fragte er sie mehr neugierig, als besorgt.

„Ach,“ seufzte sie ermattet, „ich habe nachts solches Albdrücken gehabt!“

„Der Poltergeist hat auf Dir gelegen“, erklärte der Pastor befriedigt.

Da schoß ihr plötzlich alles Blut ins Gesicht, daß ihr die Wangen wie Feuer brannten. Der Pastor bemerkte es nicht. Er mußte den neuen Vorfall ja sofort in seine Klassifikation eintragen.

Und es spukte weiter, bis Tante Euphemia plötzlich starb und ihre Nichte Rebekka zur alleinigen Erbin ihrer Reichthümer machte. Mit des Pastors Erlaubniß reiste sie nach Frankfurt, um die Erbschaft anzutreten, und ward nicht wieder in Quaritz gesehen. Das war nicht das Schlimmste, was den Pastor traf. Viel schlimmer war, daß ihn der neckische Poltergeist zu der selben Stunde verließ.

Nun wurde es dem Pastor doch zu einsam in dem verödeten Pfarrhaus; er ließ sich pensioniren und zog auch nach Frankfurt, um unbeschwert von seinem Amt sein Lebenswerk über die Geisterwelt zum Abschluß zu bringen. Hier vernahm er, daß seine Frau mit einem jungen Kavalier von geschmeidigen Gliedern, glattem Gesicht, dunklen Augen und braunen Locken nach Paris gereist sei. Aber er hörte es nur mit halbem Ohr, denn er war längst dabei, seiner Klassifikation der über-

sinnlichen Erscheinungen die getreue Naturgeschichte seines polternden Hausgeistes anzufügen.

Und so kam die Kunde von dem quaritzer Gespenst in wissenschaftlich unantastbarer Form auf die dankbare Nachwelt.

Hamburg-Wedel. Ewald Gerhard Seeliger.



Hypothekenversicherung.

Zweite Hypotheken sind nicht leicht zu schaffen. Wie räumt man die Hindernisse weg? Die Kommunen sollen die Sicherheit der Pfandbriefe besonderer Institute, die nur für Zweite Hypotheken eingerichtet wären, garantiren. Genossenschaften könnten entweder selbst das Hypothekengeld darleihen oder anderen Geldgebern für die Sicherheit der den Genossenschaftern gewährten Beleihungen bürgen. Auch an den Gesetzgeber wurde appellirt; er soll das an zweiter Stelle eingetragene Kapital schützen. Diese Pläne stammen aus ernsthafter Sorge um die Zukunft des Immobiliarkredites. Schon ist die Erlangung einer Zweiten Hypothek als ein besonderes Glück anzusehen; der Zufall aber dürfte in diesem Bezirk keinen Platz finden. Warum will der Privatmann, der Geld anlegen möchte, keine Zweite Hypothek? Die Bodenspekulation hat den Preis der Grundstücke aus der ruhigen Entwickelung getrieben; die Chance ist an die Stelle der greifbaren und glaubhaften Vorbedingung getreten. Nur die Erste Hypothek gilt noch als solid; was hinter ihr steht, ist mit dem Makel spekulativer Geschäfte behaftet. Die Bedingungen Erster Hypotheken weichen selten von der festen Norm ab; bei den Zweiten spielt das „Damno“ eine verdammt wichtige Rolle. Der Vermittler fordert hohe Provision und der Darleiher will sofort Kapitalgewinn sehen. Für 18000 Mark werden 20000 eingetragen. Dazu kommt eine Verzinsung zu 5 oder noch mehr Prozent und das Risiko, daß der Geldmann bei jeder Erneuerung der Hypothek (auf lange Termine bindet er sich nicht) neuen Nutzen für sich herauszuschlagen sucht. Der Hausbesitzer, der im Druck ist, bewilligt natürlich Alles. Kommt er in ernste Noth, muß subhastirt werden, so bleibt er zwar dem Besitzer der Zweiten Hypothek persönlich haftbar, bietet ihm aber zunächst nur die Möglichkeit, das Grundstück zu übernehmen. Sonst ist eben die Nachhypothek „ausgefallen“. Trotz den günstigen Bedingungen, die der Kapitalist beim Abschluß eines solchen Darlehens für sich herausholen kann, ist der Andrang nicht so groß wie der Begehr. Und weil man der Zweiten Hypothek die Existenzberechtigung nicht absprechen kann (die Erste erreicht fast niemals die Grenze der Beleihbarkeit), will man sie stärker sichern. Pfandbriefbanken für Zweite Hypotheken würden eben so wenig nützen wie die Betheiligung der Kommunen.

Jetzt ist eine Aktiengesellschaft für Hypothekenversicherung gegründet worden. Das Unternehmen, dessen Geburt durch das Kaiserliche Aufsichtamt für Privatversicherung beglaubigt werden muß, soll mit einem Aktienkapital von 10 Millionen arbeiten. Diese Summe will ein Finanzkonsortium aufbringen, das dem Allgemeinen Deutschen Miethverſicherungverein in Berlin nahsteht. Die Aktien sollen nicht ins Publikum kommen. Das Risiko ist groß und noch fehlt jede Erfahrung. Der Gedanke ist nicht in Berlin gewachsen. Baden hat schon eine G. m. b. H., die Badische Hypothekenversicherung, die (mit einem Stammkapital von 100000 Mark) Hypotheken verschafft, für den Zinseneingang sorgt und die Darleiher gegen Verlust assekurirt. Das Kapital der Gesellschaft ist viel zu klein; erst mit dem berliner Garantiekapital (10 Millionen) läßt sich Etwas machen. Im Betrieb sollen aber die Prämieneinnahmen das Lebenselixir schaffen; obs gelingen wird? Fürs Erste hat man sich an die Bedingungen zu halten, mit denen die neue Gesellschaft arbeitet. Sie will nicht selbst Hypothekengeld besorgen; ist also keine Hypothekenbank. Sie will nur den Gläubiger gegen den Verlust seines Kapitals versichern. Sie leistet Bürgschaft und verpflichtet sich, wenn der Schuldner insolvent wird, Kapital nebst rückständigen und laufenden Zinsen dem Gläubiger, in bestimmter Frist, zurückzuzahlen. Vor den Folgen der Subhastation braucht der Geldmann dann also nicht mehr zu zittern; er bekommt sein Geld unter allen Umständen. Die „persönliche" Forderung geht auf die Versicherungsgesellschaft über. Ihr bleibt der Schuldner haftbar. Die Hypothek soll zwar durch das Grundstück, auf dem sie lastet, garantirt werden. Für den Nothfall aber muß die Person des Schuldners in die Bresche. Für ihn ist wichtig, wer sein Gläubiger ist. Geldmangel treibt oft zu schonunglosem Gebrauch der Peitsche, selbst wenn Gewalt jede Chance vernichtet. Eine Aktiengesellschaft wird ihre Taktik der Vernunft anpassen. Ihr muß daran liegen, die Zahlkraft des Schuldners wieder zu stärken, und sie wird ihn deshalb nicht zu hart bedrängen.

Kontrahent der Versicherunganstalt ist der Geldsucher. Hat das Institut die Beleihbarkeit des Objektes festgestellt, so giebt die Versicherungsgesellschaft dem Hausbesitzer einen Garantieschein, der ihm die Beschaffung des Geldes erleichtert: denn der Kapitalist weiß nun, daß ers mit einem kreditwürdigen Grundstück zu thun hat; nichts aber mit der Person des Besitzers. Die von der Bank ausgestellte Police haftet an der Hypothek, nicht am Schuldner. Das ist nothwendig; sonst würde die Beweglichkeit des hypothekarischen Darlehens gehemmt. Gläubiger und Grundstückbesitzer können wechseln, ohne daß die Sicherheitgarantie davon berührt wird. Fraglich ist, ob die Bedingungen der Garantie den Hausbesitzer nicht zu schwer belasten. Er muß die Prämie für die Dauer der Versicherung vorausbezahlen und bei Beleihungen, die über 50 Prozent des ermittelten Grundstückwerthes hinausgehen (also bei allen Zweiten Hypotheken), für die Amortisation mindestens 1 Prozent zahlen, damit die Schuld in spätestens einundvierzig Jahren getilgt sei.

Hört die Versicherung vor Ablauf der Tilgungfrist auf, so bekommt der Schuldner die in den Amortisationfonds eingezahlten Summen mit Zins und Zinseszins zurück. Dieses Geld soll unter der Aufsicht staatlicher Treuhänder verwaltet werden. Durch die Versicherung werden die Hypotheken im Rang gleichgestellt. Die garantirte Zweite Hypothek ist nicht mehr schlechter als die Erste; dürfte also nicht höher verzinst werden. Was man vermeiden will, ist, daß Jeder wieder nur Erste möchte. Der Zins muß den Ausgleich für die Garantiekosten schaffen.

Riskant wird das Unternehmen, wenn es mit schlechten Objekten arbeitet. Und sehr gute wird es kaum bekommen. Die brauchen keine Sonderbürgschaft. „Qualitäthypotheken" sind die feinste Kapitalanlage, die es giebt. Eigentlich auch die einzig mündelsichere. Preußische Konsols sind nicht ernsthaft gefährdet, können aber das Mündelvermögen um 10 Prozent kürzen. Eine feine Hypothek ist sicher wie das Fundament, auf dem sie ruht, und bedarf darum keiner Versicherung. Meist wird sichs also um Zweite Hypotheken handeln; bei Dritten und Vierten ist die Gefahr des Verlustes schon ziemlich „aktuell". Dächer sind geduldig. Die tragen, was man ihnen aufpackt (Monopolhotel; Neuburgers Villa im Grunewald, die fünffach beliehen ist, an vierter Stelle mit einem Betrag, der um 27 Prozent höher ist als die Gesammtsumme der drei vorangehenden Hypotheken). Die Versicherunganstalt muß wählerisch sein. Die „Tücke des Objekts" ist eine bösartige Erscheinung. Um die Qualitäten eines Grundstücks kennen zu lernen, braucht die Gesellschaft zuverlässige Taxen. Sie muß eigene Taxatoren haben, die nicht oft irren. Ist die glaubhafte Grundstückstaxe schon gefunden? Kann die neue Gesellschaft mit dem System der mittleren Linie auskommen und zwischen der zu niedrigen amtlichen und der zu üppigen Privattaxe den richtigen Werth erkennen?

Je unsicherer die Hypothek, desto höher die Prämie: Das versteht sich von selbst. Aber die höchste Prämie kann eine verlorene Hypothek nicht ersetzen. Auch die Versicherung gegen Miethverlust leidet unter der Schwierigkeit, die Qualitätunterschiede festzustellen. Solches Dilemma finden wir nach jedem Versuch, dem Kredit künstlich aufzuhelfen. Ein Grundstück, dessen Werth richtig ermittelt ist, muß für sich selbst bürgen, so lange die hypothekarische Belastung nicht über ein vernünftiges Maß hinaus steigt. Die Möglichkeit einer Werthverminderung (Beispiel: „Verschlechterung der Gegend") ist denkbar. Aber im Normalfall müssen Beleihung und Werth einander ergänzen. Immerhin kann eine Kontrolinstanz, wie die neue Versicherunganstalt sein will, dem Grundstückgeschäft nützlich werden und die Herstellung billiger Wohnungen erleichtern. Wenn vorsichtig gearbeitet und den Hausbesitzern der Aberglaube ausgeredet wird, das Streben nach einem Bürgschaftschein könne (oder müsse gar) ihr Ansehen schmälern.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma **S. Fischer, Verlag in Berlin,** über **Jakob Wassermanns Werke** bei, worauf wir unsere Leser hierdurch aufmerksam machen.



Gillette

Rasier-Apparat Kein Schleifen Kein Abziehen

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W 57